

Magazin des Soldaten HEFT 8 • AUGUST 1963 • PREIS DM 1,–

TS-Boote vor

Leutnant zur See Karl-Heinz Jurisch:



An der Zwillingsflak



Gefreiter Wilhelm Gottschalk

Übungsteilnehmer am IV. Deutschen Turn- und Sportfest

Was bringen Sie aus Leipzig mit?

„Böse Zungen behaupten, die Teilnahme an der Sportschau sei ein Druckposten und eine schöne Zeit des Sich-braun-brennen-lassens gewesen . . .“

„Kenne ich. Die bösen Zungen gab's in meinem Truppenteil auch.“

„Und – wie stehen Sie dazu?“

„Dummes Gerede, nichts weiter. Hier im Vorbereitungslager mußte jeder hart 'ran. Es wurde keinem etwas geschenkt. Ich möchte sagen, das war schwerste körperliche Arbeit. Und wer unsere Übung im Stadion oder am Fernsehapparat gesehen hat, wird sich vielleicht vorstellen können, daß es dabei wahrlich kein Ausruhen gab.“

„Was hat Sie, von der Sicht des aktiven Teilnehmers, am meisten an der Armeeübung beeindruckt?“

„Vor allem die Tatsache, daß wir damit erneut beweisen konnten: Auf uns Soldaten ist jederzeit Verlaß, wir sind eine Armee der Arbeiter und Bauern und demzufolge engstens mit allen Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik verbunden. ‚Dem Sieg des Sozialismus unser Leben und Schaffen‘, war das Motto der gesamten Sportschau des DTSB. Auf unsere Vorführungen bezogen, heißt das: Körperertüchtigung dient der Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft – Verteidigungsbereitschaft dient der Sicherung des Friedens! Darauf baute sich unsere Übung auf. Sie trug keinen allgemein turnerisch-gymnastischen, sondern klar militärischen Charakter.“

„Woran zeigte sich das?“

„Eigentlich an jedem Übungselement. Die einzelnen Komplexe basierten auf dem Programm der militärischen Körperertüchtigung. Sportlich stilisiert wurde auch sichtbar, wie sich das in der militärischen Körperertüchtigung Gelernte auf den Gefechtsdienst auswirkt.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Unmittelbar vor dem Abschlußbild galt es, eine Tuchblende von 2,20 m Höhe zu überspringen. Stellen wir uns die Tuchblende als Mauer und die Wurfstäbe, mit denen die Springer faktisch hinübergeschleudert wurden, als Spaten oder Waffen vor, dann haben wir eine typische Situation aus der Gefechtsausbildung. Auf diese Weise ist es einer Kompanie möglich, das Hindernis kollektiv in Sekundenschnelle zu überwinden.“

„Danach gibt also die Übung auch Anregungen für die bessere und rationellere Gestaltung der militärischen Körperertüchtigung in den Einheiten und Truppenteilen?“

„Ich glaube, ja. Und ich wünsche mir nur, daß die Stunden der militärischen Körperertüchtigung in meinem Truppenteil künftig mit ebensolcher Intensität und ebensolchem Nutzeffekt ablaufen mögen wie hier.“

„Wieso, klappte es bisher nicht richtig?“

„Kaum. Zum Beispiel war die Nahkampfausbildung der reinste Männerulk.“

„Verglichen womit?“

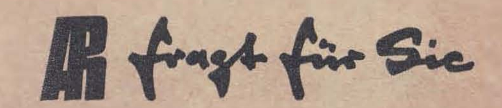
„Verglichen mit dem, was wir hier gelernt haben. Mir haben ja oft die Knochen weh getan. Vor allem dann, als es von der Matte auf die harte Erde ging. Aber es hat sich gelohnt.“

„Dann können Sie also demnächst zur Prüfung für den gelben Gürtel im Judo gehen?“

„So ungefähr . . .“

„Und welchen Nutzen haben Sie persönlich sonst noch aus der Übung gezogen?“

„Obwohl ich schon immer etwas für den Sport übrig hatte, habe ich noch nie so wie hier gespürt, welchen Nutzen er bringt. Auch im Namen



meiner Genossen kann ich sagen, daß wir allesamt konditionsstärker und kräftiger geworden sind; außerdem abgehärteter, ausdauernder und widerstandsfähiger.“

„Haben Sie ein Beispiel parat?“

„Vielleicht ein Ergebnis: An einer Stelle unserer Übung ging es darum, einen anderen Genossen im Feuerwehrgriff – also wie einen Mehlsack über den Rücken gelegt – im schnellen Laufschritt 50 m weit zu tragen. Während einer Leistungskontrolle wurde die Zeit unseres Zuges gestoppt, wobei die Zeit des letzten galt: 13,8 sec.“

„Abschließend noch eine ‚provokatorische‘ Frage: Kehren Sie alle nun als bessere oder schlechtere Soldaten in Ihre Truppenteile zurück?“

„Ich möchte sagen, als bessere und leistungsfähigere. Die Sportschau hat uns physisch viel für den Gefechtsdienst gegeben. Hinzu kommt die Begeisterung, die wir in uns tragen und die uns helfen wird, unsere soldatischen Pflichten noch gewissenhafter zu erfüllen. Nebenbei bemerkt, wir bringen unseren Genossen auch zwei hübsche Mädchen mit: ‚Susi‘ und ‚Michaela‘ – zwei neue Soldatenlieder, die wir hier im Zeltlager gelernt haben . . .“

Wie den eigenen Sohn



Es war kurz vor dem Kfz.-Marsch zurück zur Dienststelle. Ich stand als Regulierer an einem unbeschrankten Bahnübergang am Ausgang eines Dorfes. Gleich waren die Kinder da, die meine Waffe und meine Ausrüstung musterten. Aus einem nahegelegenen Garten ging ein Ehepaar nach Hause, das ich freundlich grüßte. Nach einigen Minuten kam die Frau wieder aus dem Haus, das dicht an den Schranken stand. Sie rief einen der bei mir stehenden Jungen zu sich. Er kam mit einem glücklichen Lächeln und einem großen Korb Birnen zurück. Ich war sehr erstaunt. Da sagten mir die Jungen, daß diese Mutter auch drei Söhne bei den Soldaten habe. Die Jungen halfen dann tüchtig beim Essen, brachten dafür wieder Äpfel, so daß der Korb gar nicht leer wurde. Als die Kolonne vorbei war und wir abrückten, erhielten auch die Kameraden ihren Teil. Noch lange dachten wir an diesen Tag, an die freundliche Mutter zurück, wenn wir als Regulierungsposten unseren Dienst versahen. Jürgen Perwitz, Möglin

Warte, warte nur ein Weilchen

In der Urlaubsordnung der NVA wird den Soldaten eine Gesamtreisezeit für Hin- und Rückreise zugesprochen. Was ist damit gemeint? Die Reisezeit vom Dienstort bis zum Wohnort mit der Wartezeit auf den einzelnen Bahnhöfen oder nur die reine Fahrzeit? Gefreiter Sick, Döhren

Es wird vorausgesetzt, daß der Urlauber auf dem kürzesten und schnellsten Wege den Zielbahnhof erreicht. Die dazu insgesamt benötigte Zeit wird als Reisezeit berechnet, die Wartezeit ist also einbezogen. Nicht angerechnet wird dagegen die mit örtlichen Verkehrsmitteln (Straßenbahn, Bus) benötigte Zeit.

Danke für die Blumen

Bei uns wird die „Armee-Rundschau" sehr viel gelesen und ich weiß, daß sie bei den Jugendlichen gut bekannt und sehr beliebt ist. Mir gefallen besonders die Berichte aus den Grenztruppen und von Übungen, wie überhaupt die Geschichten über das Leben der Armeeangehörigen und ihre Probleme. Interessant sind auch die Berichte über die Raketentruppen und über die Bewaffnung der NATO-Armeen. Ich beteilige mich gern an den Filmpreisausschreiben und löse immer die Kreuzworträtsel. Alles in allem ist die „Armee-Rundschau" ein gutes Magazin. Ich wünsche der Redaktion weiterhin viele Erfolge und eine gute Zusammenarbeit mit den Lesern.

Unteroffizier Oehler, Warin

Ohne Gewähr

Da ich eine ständige Leserin der „Armee-Rundschau" bin, möchte ich die Redaktion bitten, ob ich nicht ein Autogramm von Brigitt Bordot bekommen könnte. Und dann noch eine Frage: Ist Brigitt Bardott verheiratet und mit wem?

Wilma Exner, Stralsund



Wer aus unserem Aprilscherz den kühnen Schluß gezogen haben sollte, daß wir mit Brigitt Bardot in Verbindung ständen, der irrt sich sehr. Doch die Frage wollen wir nach bestem Wissen beantworten. Brigitt Bardot ist gegenwärtig nicht verheiratet. Sie beabsichtigt aber, mit dem Schauspieler Sammy Frei den „Bund fürs Leben" zu schließen. Diese Angaben erfolgen ohne Gewähr.

Kund und zu wissen

In jedem unserer Hefte werden den Lesern in der Spalte „Foto für Sie" drei Fotos aus dem Leben der Nationalen Volksarmee zum Kauf angeboten. Diese Einrichtung erfreut sich einer großen Beliebtheit, was die Zahl der Bestellungen beweist. Aber es gibt auch großen Ärger – für die Leser und für die Redaktion. Es häufen sich Beschwerden über die schlechte Auswahl der Fotos und über Mängel in der Auslieferung. Um diese berechtigten Kritiken auf das richtige Ziel zu lenken, geben wir hiermit kund und zu wissen: Auswahl und Auslieferung des „Foto für Sie" erfolgt durch den Militärbilddienst. Kritiken und Beschwerden sollten deshalb an folgende Adresse gerichtet werden:

Militärbilddienst
Berlin-Treptow
Postschließfach 4955

Erprobte Konstruktion

Was waren das für Raumschiffe die Wostok 5 und 6? Waren es die Raumschiffe, in denen Gagarin und Titow bzw. Nikolajew und Popowitsch gestartet sind, oder handelte es sich um völlig neue Raumschiffe? Wenn es andere waren, was geschah dann mit den früheren Wostok-Schiffen? Sind sie nach der erfolgreichen Landung unbrauchbar geworden oder können sie wieder verwendet werden?

Manfred Fritsch, Großenhain

Wie aus den sowjetischen Verlautbarungen hervorgeht, war die Konstruktion der Raumschiffe Wostok 5 und 6 dieselbe wie die der vorher gestarteten. Sie wurde allerdings bei Wostok 6 den Erfordernissen des Fluges einer Kosmonautin angepaßt. Bei dem Gruppenflug Valeri Bykowskis und Valentina Tereschkowas wurde keines der früher verwendeten Raumschiffe benutzt, obwohl dies möglich gewesen wäre.

Nicht über den Eichstrich

In Heft 6 beantwortet Oberst Richter eine Frage des Gefreiten Stolter zum Genuß von Alkohol. Dazu möchte ich einiges ergänzen. Wenn der Armeeangehörige in der Öffentlichkeit über den Durst trinkt, dann ist das wirklich keine Privatsache mehr. Das Ansehen der Armee wird geschädigt, denn der Beobachter sieht nur den Uniformierten. Und zur Einsatzbereitschaft? Ich bin Eisenbahner. Wenn unsere Lokführer und Heizer zum Dienst kämen und hätten über den Durst getrunken, dann würden sie wahrscheinlich den Genossen Stolter, wenn er gerade in Urlaub fahren wollte, sonstwohin befördern, nur nicht nach Hause. Ich bin der Meinung, betrunkene Soldaten schädigen die Armee und unseren Staat.



Vignetten: Arndt

Hermann Nickel, Schönebeck/Elbe

In eigener Sache

Wir möchten all den Lesern herzlich danken, die sich an unserer Leserumfrage beteiligten. Die Antworten auf den in Heft 4 beigelegten Fragezetteln gaben uns zahlreiche wertvolle Hinweise für die weitere Verbesserung unseres Soldatenmagazins. Nochmals vielen Dank und weitere gute Freundschaft.

tsack . . . postsack . . . postsack

GEFREITER H. KAULFUSS FRAGT: Ich habe alle Bedingungen der Schützenschnur erfüllt, erhielt sie aber trotzdem nicht, weil ich schwach in der Politschulung bin. Was hat die Schützenschnur mit Polit zu tun?



Oberst RICHTER antwortet

Ja, das ist manchmal direkt ein Kreuz: Der eine schießt wie der Teufel und geht trotzdem leer aus, und der andere ist in Polit groß vorne, hat dazu noch das Abzeichen für gutes Wissen und wird auch nicht „Bester" – bloß weil er daneben schießt!

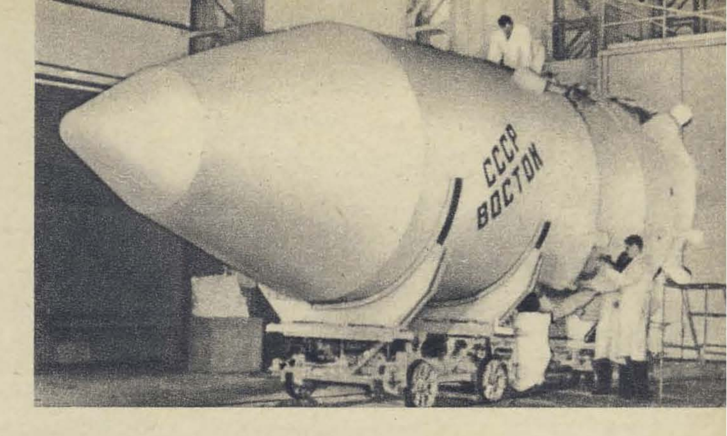
Oho, das ist was anderes, werden Sie sofort einwenden. Als „Bester" muß er auch gut schießen können, aber hier geht es um eine Schützenschnur fürs gute Schießen – Polit und Schützenschnur sind doch aber zwei ganz verschiedene Dinge!

Da kann ich Ihnen allerdings nicht ganz zustimmen. Die Sache verhält sich nämlich so: Sie schießen doch nicht aus Spaß. Sie schießen doch als Vorbereitung zum Kampf. Wenn Ihr Leben, Ihre Familie, Ihre Heimat und Ihre Zukunft bedroht sind, dann sollen Sie doch mit ganzer Leidenschaft und klarem Verstand kämpfen und wissen, w a s Sie gegen w e n zu verteidigen haben. Natürlich müssen Sie da auch gelernt haben, den Gegner mit dem ersten Schuß zu treffen und begriffen haben, warum! Kann man das aber alles, ohne die notwendigen Kenntnisse darüber zu haben, warum und von wem Kriege entfesselt werden, wer Deutschland gespalten hat und von wem unser Vaterland, die DDR, und mit ihr die ganze sozialistische Welt erneut mit Krieg bedroht wird? Natürlich kann man das alles nicht ohne politisches Wissen und ohne gute Schießkenntnisse. In politischen Fragen schwach, heißt deshalb im übertragenen Sinne auch: Im Schießen noch nicht vollkommen!

Unter „Schießen" meine ich natürlich die hauptsächlichsten Kampfeigenschaften des Soldaten einschließlich der Beherrschung seiner speziellen Funktionen – kurz, alles, was er sich in der militärischen Ausbildung aneignet.

Die Schützenschnur soll zwar vor allem ein äußeres Kennzeichen dafür sein, daß Sie den Schußvorgang technisch gut beherrschen; sie sollte aber auch darüber aussagen, für welche Sache Sie ein guter Schütze sein wollen. Das verstehe ich unter „alle Bedingungen erfüllt"!

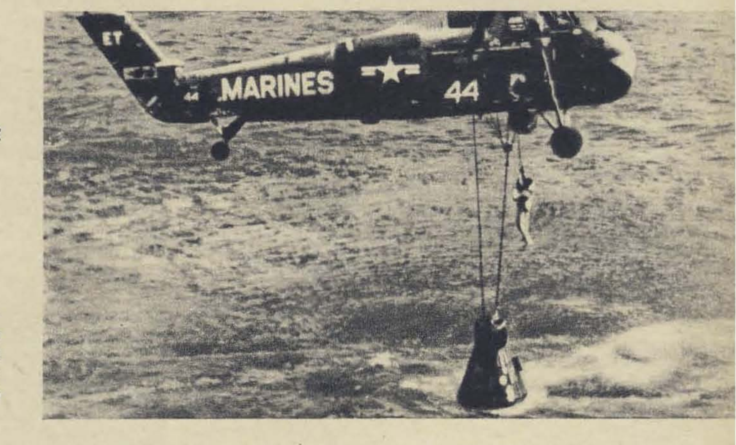
Wenn Sie diese Worte beherzigen und noch einiges dazu tun, sind Sie außerdem auf dem besten Wege, neben der Schützenschnur noch die Auszeichnung „Bester" zu erringen.



Raumschiff der Wostok-Serie wird für den Start vorbereitet. Dank ihrer hervorragenden Konstruktion landeten alle Wostok-Raumschiffe auf dem Territorium der UdSSR. Sie sind weiter zu gebrauchen.

Raumschiff CONTRA Raumkapsel

Von Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

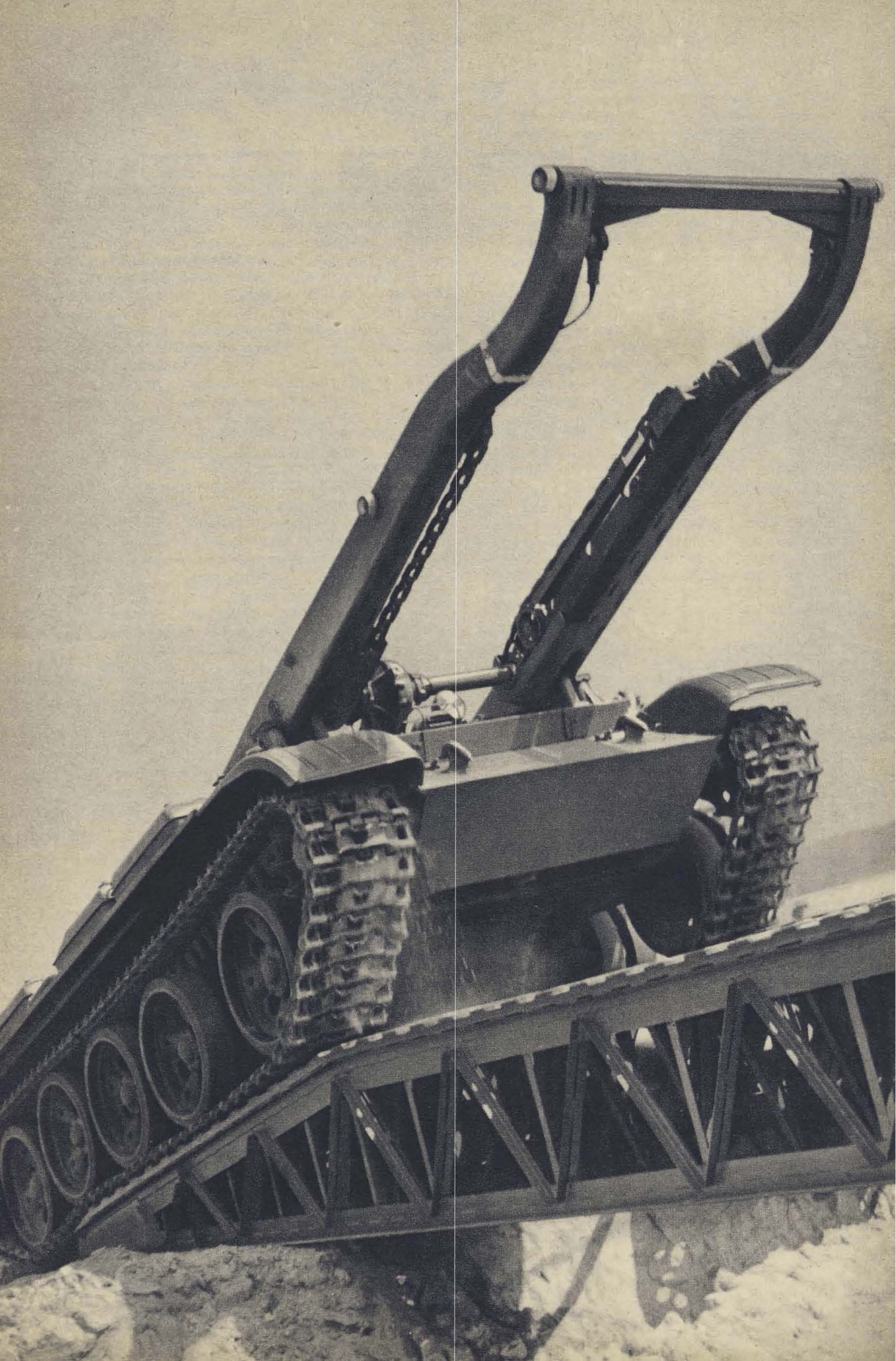


Mercury-Kapsel wird aus dem Pazifik gefischt. Die amerikanischen Kosmonauten mußten alle erst ein kühles Bad im Stillen Ozean nehmen, ehe sie wieder festen Boden unter ihre Füße bekamen.

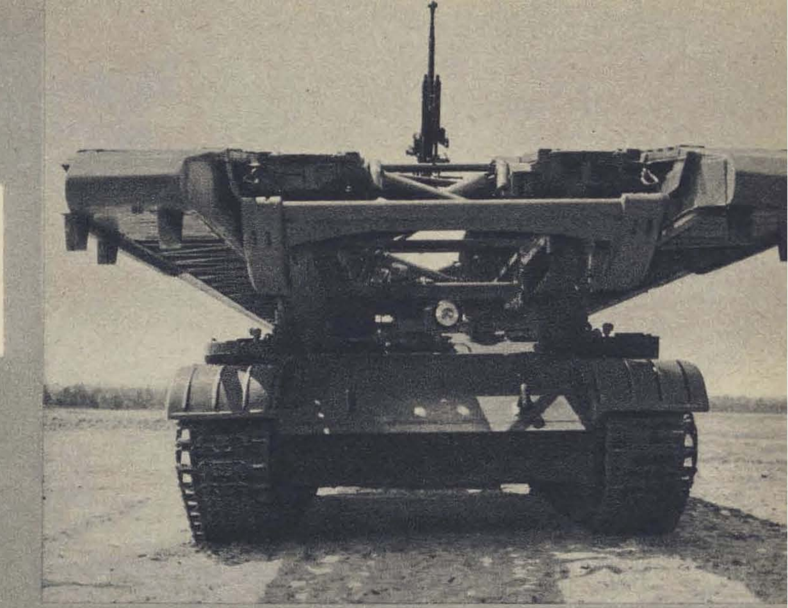
Nach dem Raumflug des Amerikaners Gordon Cooper vom 15. bis 17. Mai 1963 in der Mercurykapsel „Faith 7" gab es unter den Journalisten des westlichen Auslandes nicht wenige, die ihren Lesern an Hand eines für sie genial einfachen Vergleichs glaubten klarmachen zu können, daß nunmehr von einem größeren Vorsprung der Sowjetunion auf dem Gebiet der Raumfahrt kaum noch gesprochen werden könne. In ihre Rechnungen setzten sie ein: Sowjetunion = 4 erfolgreiche Flüge bemannter Raumflugkörper; USA = 4 erfolgreiche Unternehmen gleichen Stils, also praktisch Gleichstand. Abgesehen davon, daß ja durch das im Juni d. J. erfolgreich abgeschlossene sowjetische Raumflugunternehmen mit den Raumschiffen Wostok 5 und 6 dieser Zahlenvergleich schon wieder nicht mehr stimmt, war die Gegenüberstellung an sich alles andere als wissenschaftlich korrekt. Es war nicht mehr als eine simple Zahlenspielerei, mit der man den absoluten Klassenunterschied zwischen der sowjetischen und amerikanischen Raumflugtechnik überdecken wollte. Auf ein Alltagsbeispiel übertragen, lief dieser Vergleich darauf hinaus, das Ergebnis einer gelungenen Flußüberquerung zweier Soldaten gleichzusetzen, von denen der eine unter Verwendung eines stabilen und mit kräftigen Antriebsmitteln versehenen Amphibienfahrzeuges einen ganzen Wagen voller Ausrüstung und Lebensmittel zum anderen Ufer bringt, während sein Konkurrent in einem winzigen Schlauchboot hinüberpaddeln und unterwegs sogar noch Lecks in seinem schwimmenden „Untersatz" verpflastern muß.

Sicher könnte der eben angeführte Vergleich dazu anregen, hinsichtlich des persönlichen Wagemutes die Leistung des „Schlauchbootpiloten" höher zu bewerten als die seines „komfortableren" Konkurrenten und damit auch das Unternehmen an sich zu rechtfertigen. Ohne die Berechtigung der Ansicht über den persönlichen Einsatz bestreiten zu wollen, muß allerdings für den Bereich des wissenschaftlichen Experiments gesagt werden, daß es schließlich durchaus nicht zum Anliegen einer wissenschaftlichen Disziplin gehört, in unserem Fall also der Raumfahrtwissenschaft,

ihren Sinn in der Suche nach neuen technischen Voraussetzungen für Mutprobenvarianten zu erschöpfen und von der Freude am Risiko für den jeweiligen Experimentator zu leben. Wenn also auch niemand den amerikanischen Raumpiloten das Prädikat für große persönliche Leistungen absprechen will, so muß doch nachdrücklich dagegen Einspruch erhoben werden, die wissenschaftliche Bedeutung und den Wert von Wostok- und Mercury-Experimenten rein aus der Zahl der Versuche heraus annähernd gleichzusetzen.
Über die Sicherheitsvorkehrungen und die außerordentlich heikle Konstitution des mit mehr oder weniger sanfter Gewalt „hochgequälten" Mercury-Systems gehen aus den offiziellen Berichten zum Flug von Gordon Cooper aufschlußreiche Einzelheiten hervor. Danach mußte unter Verzicht auf verschiedene wichtige technische Einrichtungen, unter anderem wurde der Vorrat an Elektroenergie (Akkumulatoren) empfindlich eingeschränkt, die an sich schon enge Raumkapsel „Faith 7" („Glaube 7") bis zum Extrem mit den Hilfsmitteln zur Versorgung des Piloten (Atemluftregeneration) vollgestopft werden, um eine Flugdauer von 34 Stunden zu ermöglichen. Wie aus den gleichen Berichten hervorgeht, waren die von Cooper erreichten 22 Erdumkreisungen dann tatsächlich auch das absolute Optimum der mit dem Mercury-System gegebenen Möglichkeiten. Der Flug Coopers verlief zwar erfreulicherweise ohne ernsthafte Komplikationen und übertraf damit auch die Flugdauer aller früheren Mercury-Experimente, aber schon sehr bald nach der Auswertung wurde seitens der amerikanischen Raumfahrtbehörde NASA bekanntgegeben, daß dies das letzte Experiment im Rahmen der Mercury-Reihe gewesen sei, da eine Leistungssteigerung weder praktisch noch theoretisch von diesem Raumflugsystem zu erwarten ist.
Selbst wenn man nur die vier ersten sowjetischen Raumschiff-Flüge mit den vier amerikanischen Mercury-Unternehmungen vergleichen wollte, zeigt sich bei näherer Betrachtung schon der große Klassenunterschied. Wie der Verlauf der Serie von Wostok 1 bis 4 erbrachte, war das von den sowjetischen Wissenschaftlern entwickelte Trägerraketen-Raumschiff-System noch nicht einmal mit den 95 Stunden Flugdauer von Andrijan Nikolajew (Wostok 3) in der Nähe der oberen Grenze seiner Flugdauerkapazität, die mehr als das Doppelte ausmachte. Diese großen Sicherheitsreserven, zu denen nicht zuletzt ein umfassender Komplex technischer Hilfseinrichtungen gehörte, wurden möglich durch den enormen Vorsprung der sowjetischen Raumflugtechnik hinsichtlich großer Trägerraketen. Während die Nutzmasse der amerikanischen Mercury-Kapseln optimal bei etwa 1,5 Tonnen lag, konnten die sowjetischen Trägerraketen 4700 bis 5000 kg an Nutzmasse auf eine Satellitenbahn bringen. Demzufolge mußten sich natürlich auch die Raumflugkörper selbst sehr wesentlich voneinander unterscheiden. Die amerikanische Konstruktion war nicht mehr als eine unter äußerster Gewichtsersparnis aufgebaute enge „Konservenbüchse", die darum auch in der Fachliteratur einfach nur als Raum-„*Kapsel*" bezeichnet werden konnte. Die Abmessungen der Mercury-Kapsel betragen: Höhe: 2,85 m, Durchmesser (Basis): 1,80 m.
Die Raumflugkörper der sowjetischen Wostok-Serie dagegen trugen schon alle Konstruktionsmerkmale, die für sie die Bezeichnung „*Raumschiff*" rechtfertigten. Neben einer ziemlich geräumigen Pilotenkabine (die den Kosmonauten ein „Schwimmen" im schwerelosen Zustand ermöglicht) verfügten sie noch über eine umfangreiche Gerätezelle, deren Einrichtungen raumflugtechnisch von allergrößter Bedeutung waren. Die Maße der Wostok-Schiffe betragen: Länge: 8,5–10 m, Durchmesser: 2,7–3 m.
Der weitaus größere technische Komfort des Wostok-Systems kam dann schließlich nicht nur in der einfachen Addition der Flugzeiten von Wostok 1 bis 4 gegenüber den ersten vier bemannten Mercury-Flügen zum Tragen, wobei die erste Kosmonautin allein schon alle ihre amerikanischen Kollegen zusammen übertraf, sondern vor allem auch im Umfang des wissenschaftlichen Gesamtprogramms. Gagarin, Titow, Nikolajew und Popowitsch waren zusammen über 192 Stunden im erdnahen kosmischen Raum, die Amerikaner Glenn, Carpenter, Schirra und Cooper brachten es auf rd. 53 Stunden. Aber während die sowjetischen Raumpiloten während ihrer fast viermal längeren Gesamtflugdauer unter Verwendung einer zusätzlichen wissenschaftlichen Ausrüstung, die der Mercury-Kapsel um das Vielfache an Umfang überlegen war, eine immense Fülle von wissenschaftlichen Informationen sammelten, hatten die amerikanischen Raumflieger fast ausschließlich „Auseinandersetzungen" mit den betriebstechnischen Anlagen ihrer Kapseln. Hinzu kam schließlich noch, daß die für die weitere Entwicklung des bemannten Raumfluges besonders wichtigen raumfahrtbiologischen und -medizinischen Untersuchungen an den Raumpiloten im Falle der sowjetischen Kosmonauten viel umfangreicher und demzufolge aufschlußreicher ausfielen.
Hinzu kam nun noch, daß es sich die sowjetischen Raumflugspezialisten auf Grund ihrer gesamten technischen Voraussetzungen erlauben konnten, sogar zum ersten Mal in der Geschichte der Raumfahrtpraxis Doppelflüge von Raumschiffen zu planen und auszuführen.
Unter sorgfältigster Auswertung dieses ersten Doppelfluges war schon das nächste Unternehmen der Wostok-Serie wiederum eine Weltsensation ersten Ranges. Am 14. Juni 1963 startete Valeri Bykowski mit Wostok 5 zu einem Raumflug von 119 Stunden und 6 Min. Dauer, und am 16. Juni folgte ihm dann mit Valentina Tereschkowa in Wostok 6 der erste weibliche Kosmonaut der Erde, deren bewundernswürdige Leistung in aller Welt helle Begeisterung für ihren persönlichen Einsatz und größte Wertschätzung für die großartige gesellschaftliche Entwicklung in der Sowjetunion auslöste. Valentina Tereschkowa blieb 70 Stunden und 50 Min. in der Umlaufbahn. Dieser erneute Doppelflug von Raumschiffen wird in vorläufig kaum übersehbarem Umfang das Bild von den biologischen und medizinischen Voraussetzungen für den Menschenflug ins All vervollständigen.



Auf seinem Rücken die einteilige Brückenkonstruktion, so fährt das Brückenlegegerät an das Hindernis heran.



Ein Kapitel T-54

Was der T-54 doch alles kann! Nicht genug, daß er als Kampfpanzer in seiner Klasse in keinem anderen Typ der Welt einen ebenbürtigen Konkurrenten findet; er fungiert auch als Minenräumpanzer (AR berichtete schon darüber), Pionierpanzer und – was seit der letzten 1.-Mai-Parade viele Fragen auf den Plan brachte – als Brückenlegegerät.
Die Skala der Anfragen über das Wie und Was reicht vom Brief bis zur persönlichen Fragestellung an unsere Redakteure. Um allen wißbegierigen Lesern eine entsprechende Antwort zu geben, waren wir in eine Einheit gefahren, um das Brückenlegegerät in Aktion zu sehen.
Ein imposantes Bild bot sich uns. Kettenrasselnd und brummend

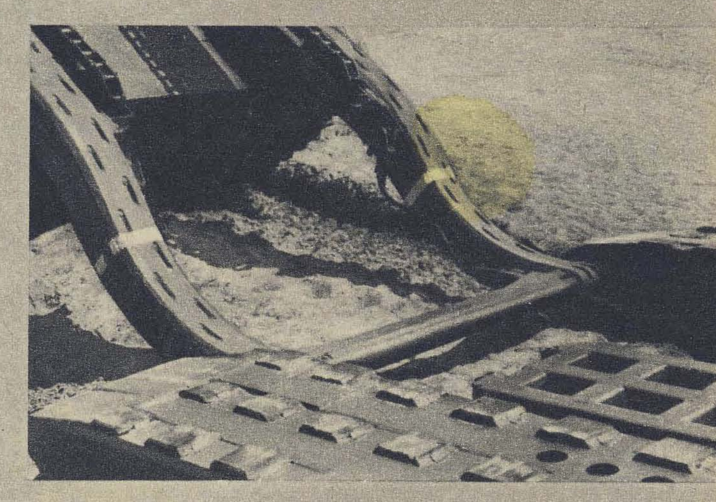


Über die vertikal schwenkbare Trage- und Gleitvorrichtung schiebt sich die Spurbahnbrücke über den zu überbrückenden Graben.

Die Aufleger haben bereits Boden gefaßt, die Schlußphase des Brückenlegens beginnt. Bald ist es geschafft.



Die Brücke ist abgesetzt und wird aus der Halterung gelöst. Das Aufnehmen geschieht in der umgekehrten Reihenfolge wie das Ablegen.



Das Brückenlegegerät ist von der Brücke weggefahren, um den anderen Kampfwagen Platz zu machen.



rollte das Gerät mit verlasteter Spurbahnbrücke seinen Weg. An einem breiten Graben mit steilen Rändern, den selbst der klettertüchtigste Panzer nicht überwinden kann, verhielt es. Langsam schob sich die Spurbahnbrücke über die Gleitvorrichtung mit speziellem Antrieb nach vorn. Immer weiter, daß einem angst werden konnte, die Brücke drohe das Übergewicht zu bekommen und vorn herabzufallen. Aber nichts dergleichen geschah. Ihre vordere Auflage hatte die gegenüberliegende Seite des Grabens schon erreicht, da senkte sich die Trägervorrichtung fast behutsam herab, legte die Spurbahnen über das Hindernis und klinkte sie aus der Halterung. Der etwa zehn Meter breite Graben war ungefährlich geworden.

Die beiden Spurbahnen der Brückenkonstruktion schufen eine sichere Straße für die folgenden Kampfpanzer, die ohne Halt das sonst so lästige Hindernis nahmen. Das Brückenlegegerät gabelte anschließend die Brücke wieder auf, führte sie über die Gleitvorrichtung zurück auf seinen Rücken und verlastete sie. Zu neuen Aufgaben bereit, lenkte es sein Fahrer auf den Park. - ke -

BORIS POLEWOI

Deckname: Birke

Ich schätzte das Mädchen auf neunzehn Jahre. Schlank war sie und zart. Das sonnengebräunte Gesicht hatte noch die kindliche Weichheit der Züge, die großen, hellen Augen mit ihren langen Wimpern blickten fröhlich und schienen staunend zu fragen: „Ist denn das alles wirklich so schön, Genossen, oder scheint es mir nur so?“
Es schien irgendwie unglaubhaft, daß dieses äußerlich so junge und unbekümmerte Mädchen den gefährlichsten, verantwortungsvollsten aller Soldatenberufe ausübte, daß eben sie jene namenlose Heldin war, die jenseits der Front jede Minute ihr Leben aufs Spiel setzte, um unserem Stab die Nachrichten zu liefern, die halfen, die Absichten des Feindes zu erraten.
Sie hatte den Decknamen „Birke“. Ich weiß nicht, wie er aufgekommen war, aber einen besseren hätte man kaum finden können. Sie glich wirklich einer jungen, weißen, schlanken, elastischen Birke, deren Blätter beim leisesten Windhauch erzitterten. Nichts an ihr verriet ihre Kühnheit, Willenskraft, ihre selbstsichere, berechnende Klugheit – diese für ihren Beruf erforderlichen Eigenschaften.
Einzige Tochter eines bedeutenden Gelehrten, war sie in einer patriarchalischen Familie aufgewachsen, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, studierte Musik und Gesang und sprach seit ihrer Kindheit gleichermaßen ukrainisch, russisch, französisch und deutsch. Als der Krieg ausbrach, stand sie vor dem Abschluß des Studiums. Sie begeisterte sich für Philologie und die westeuropäische Renaissanceliteratur.
Gegen den Willen ihrer Eltern unterbrach sie bei Kriegsbeginn ihre Vorbereitung zum Staatsexamen und nahm an einem Schwesternlehrgang teil. Den Lehrgang konnte sie jedoch nicht beenden, denn der Feind war schon bis an die Stadt herangekommen, in den Vororten wurde bereits gekämpft. Der Feind kesselte die Stadt ein. Die Evakuierung wurde angeordnet. Die Eltern bestanden darauf, sie sollte mit ihnen fahren. „Es gibt eine alte Weisheit: Wer viel bekommen hat, von dem wird viel verlangt“, versuchte ihr Vater sie zu überreden. „Verwundete bergen kann jedes Mädchen, aber für deine Ausbildung hat der Staat große Summen aufgewendet. Du bringst dem Staat im Hinterland viel größeren Nutzen.“
Sie ließ sich nicht evakuieren. Aber die Worte ihres Vaters gaben ihr zu denken. Es war schon richtig. Sie konnte der Heimat durch ihre Sprachkenntnisse wohl doch größeren Nutzen bringen, als wenn sie Verwundete pflegte. Mit diesem Gedanken ging sie zum Kreisparteikomitee.
„Was denn? Sie sind die Tochter von Professor N? Warum sind Sie nicht weggefahren?“ sagte der Sekretär des Kreisparteikomitees, indem er sich mit Mühe von den Sorgen um die Evakuierung losriß und aufmerksam ihre Papiere durchsah. Plötzlich erinnerte er sich an etwas und fragte: „Sprechen Sie deutsch?“
„So gut wie meine ukrainische Muttersprache.“
Der Sekretär musterte noch einmal zweifelnd ihre jugendliche, schlanke Gestalt und ihr Gesicht, in dem noch so viel Kindliches lag. „Ihre Aufgabe kann sehr schwierig und, offen gesagt, gefährlich sein.“
„Ich übernehme sie.“
Und so blieb die Tochter des bekannten Gelehrten in ihrer von den Deutschen besetzten Heimatstadt. Der Kommandantur wurde gemeldet, sie sei bei der Evakuierung vergessen worden. Sie war nicht die einzige, die zur illegalen Arbeit dablieb, doch sie hatte unter allen Aufklärern die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe. Die „Birke“ mit ihren hervorragenden Deutschkenntnissen sollte auf Anordnung des illegalen Komitees eine verwöhnte junge Dame spielen, die Tochter reicher Eltern, die den Westen anhimmelt und keine Lust hat, für irgendwelche Ideen ihren Komfort zu opfern, um nach dem Osten, ins Ungewisse zu gehen.
In der großen Wohnung des Professors quartierte sich ein deutscher Oberst ein. Die junge Dame des Hauses hatte ihm auf den ersten Blick gefallen. An den Abenden spielten sie auf dem Flügel Wagner und lasen in deutscher Sprache Gedichte von Goethe. Der Oberst führte sie in den Kreis seiner Freunde, hoher Stabsoffiziere, die sich bei ihm trafen, ein und stellte sie auch seinem Chef, einem General, vor.
Die Offiziere bemühten sich auf jede Weise, ihr gefällig zu sein, und keiner von ihnen ahnte, wohin dieses hübsche Mädchen, der „Magnatensproß“, zweimal wöchentlich ging: mit einem bunten Sonnenschirm, einer Einkaufstasche und dem Buch des Führers „Mein Kampf“.
Sie ging in einen der Vororte am großen Fluß, zu der Wohnung eines alten Schuhmachers in einer weißgetünchten Hütte. Wenn sie sich überzeugt hatte, daß sie allein waren, weinte sie sich an der Brust des hochgewachsenen, bärtigen alten Schuhmachers mit Tränen des Zorns und

des Ekels aus. Das kokette, dumme Dämchen, die reizende Zierpuppe, die unbekümmert die rohe, selbstzufriedene Soldateska zu unterhalten wußte, wurde hier wieder sie selbst – wurde zu einem Sowjetmädchen, zur Bürgerin ihrer in Fesseln geschlagenen, aber unbesiegten Stadt – aufrecht, ehrlich, sehnsuchtsvoll und hassend.
Der „Schuhmacher“, ein alter Bolschewik, der schon während des Bürgerkrieges in der Illegalität gearbeitet hatte, beruhigte sie, so gut er konnte. Dann verfaßten sie in der Kammer einen Bericht über alles, was sie gehört und gesehen hatte. Und dann ging wieder ein elegantes Mädchen mit einem Sonnenschirm, sorglos den Lili-Marleen-Schlager vor sich hin trällernd, gefolgt von den haßerfüllten Blicken der hungernden Einwohner, zur Stadt hinauf. Diese Blicke des Hasses, und der Zwang, schweigend alle Schmähungen zu ertragen, zu schweigen und auch nicht die leiseste Andeutung diesen Menschen sagen zu können, wer sie war, was sie hier tat, wofür sie kämpfte – das war das Schwerste.
Sie hatte starke Nerven. Ihre Rolle spielte sie hervorragend, und sie brachte uns großen Nutzen. Schließlich begann jedoch auch ihre Kraft zu versagen. Bei den Treffs flehte sie den „Schuhmacher“ an, sie abzuberufen, sie ausruhen zu lassen, ihr irgendeine andere Aufgabe zuzuweisen. Doch gerade in diesen Tagen ließ sich in der Stadt der Stab einer Heeresgruppe nieder, ihre Nachrichten waren nötiger als je zuvor, und der „Schuhmacher“ schickte sie streng und unerbittlich wieder zurück. Endlich verließ der Stab die Stadt wieder. Der „Schuhmacher“ sagte, noch ein, zwei Tage – und sie könne untertauchen. Doch da geschah es. Der bei ihr einquartierte Oberst wurde zum General befördert. Er betrank sich aus diesem Anlaß und drang nachts mit einer Flasche Sekt gewaltsam in ihr Zimmer ein.
Sie versuchte in ein anderes Zimmer zu flüchten. Er drang auch dort ein. Heiser keuchte er, die Sowjetmacht liege in Agonie, es werde bereits in Moskau gekämpft, sie alle würden hier in der fruchtbaren Ukraine große Landgüter bekommen und sie werde seine Frau sein, ha, ha, die Frau eines deutschen Gutsbesitzers. Und all diese Bauern, die sich für die Herren des Lebens hielten und von Sozialismus faselten, würden ihre Leibeigenen, ihr Arbeitsvieh sein. Dieser betrunkene Faschist hatte ihr Volk geschmäht – da verlor das Mädchen die Selbstbeherrschung. Sie riß ihm seinen silbernen Generalsdolch mit dem Naziadler an dem Griff aus der Scheide und jagte ihn dem General bis zum Heft in die Kehle.
Die Spuren der Tochter des bekannten Professors, die einen neugebackenen Nazigeneral umgebracht hatte, verloren sich in der ukrainischen Großstadt. Einige Zeit später jedoch stellte der Militärkommandant von Charkow ein hübsches Mädchen namens Erna Weiner als Dolmetscherin ein. Das Schicksal des Fräulein Weiner erweckte lebhaftes Mitgefühl bei diesem Kommandanten, dem letzten Nachkommen eines degenerierten baltischen Adelsgeschlechts, dessen Haß gegenüber dem Sowjetvolk auch ganz persönlicher Motive nicht entbehrte. Erna Weiner erzählte ihrem Chef, sie sei die Tochter eines bedeutenden deutschen Kolonisten aus der Gegend von Odessa. Ihr Vater habe seinerzeit große Gärten, Weinberge und Melonenfelder besessen, habe im Sommer Hunderte von Landarbeitern beschäftigt, habe über sein Kontor Getreide aufgekauft und sei Besitzer einer Mühle gewesen. All das hätten ihm jedoch die Bolschewiken unbarmherzig geraubt. Er habe danach ein ärmliches Dasein geführt, doch sei es ihm gelungen, einige Mittel zu retten, und mit Hilfe dieser habe er seinen Kindern eine gute Ausbildung angedeihen lassen. Später sei er wegen seiner Sympathien für das neue Deutschland, die er als aufrechter Mensch nicht verbergen konnte und wollte, eingekerkert worden.
Fräulein Erna war in kurzer Zeit leitende Dolmetscherin der Kommandantur und wurde dem Befehlshaber der Garnison zur Verfügung gestellt.
Auch ihr neuer Chef, ein SS-Brigadeführer, empfand Mitgefühl mit dem grausamen Geschick der jungen Dame. Und selbst als die Faschisten das Verschwinden wichtiger Dokumente feststellten, als sie merkten, daß die sowjetischen Kommandostellen sehr gut über ihre geheimen Absichten Bescheid wußten, fiel auch nicht ein Schatten des Verdachts auf Erna Weiner.
Aber um welchen Preis entriß dieses Mädchen den Faschisten ihre Geheimnisse! Sie nahm jetzt an den geheimsten Verhören teil. In ihrer Gegenwart folterten diese Henker todgeweihte Sowjetmenschen, und sie war gezwungen, ihr Todesgestöhn, ihre Verwünschungen zu übersetzen, ihre Schmähungen zu ertragen. Nur grenzenlose Vaterlandsliebe gab ihr dazu die Kraft. Einzig und allein der Verbindungsmann, ein harter, durch Rheumatismus verkrüppelter Soldat, der unermüdlich im Keller eines zerstörten Hauses an seinem Funkgerät hockte, und dem sie ihre Nachrichten überbrachte, hörte ihre Klagen. Schon ein Jahr lang saß er ohne Luft und Sonne dort, konnte sich kaum noch bewegen, aber dennoch tröstete er sie mit seinen ungelenken, rauhen Soldatenworten und war für sie ein Vorbild der Hingabe an die große Sache.
Wenige Wochen vor der Einnahme Charkows erwartete die „Birke“ ihre schwerste Prüfung. Sie erzählte selbst davon, als wir an einem hellen Augustabend auf der Rasenbank vor der Hütte saßen.
„Ihr wißt natürlich selbst, in welche Panik sie verfielen, als Konews Truppen bei Belgorod durchbrachen und von Osten her gegen Charkow heranrückten.
Sogar ich mußte staunen, wie ängstlich, feig und armselig sie in diesem ernsten Augenblick waren. Und ich jubelte. Morgens, als ich zum Dienst kam, sagte ich mit weinerlicher Stimme zu meinem Chef: ‚Ist denn schon alles verloren? Die werden mich doch umbringen!‘ Ich sah, wie er blaß wurde. Aber immer noch blies er sich auf: ‚Wo denken Sie hin, Fräulein, Deutschland hat Kraft genug, vielleicht sogar zuviel. Wir leiden an Vollblütigkeit!‘
Plötzlich wurde ich eines Nachts geweckt und zu ihm ins Dienstzimmer gerufen. Der Chef lief im Zimmer umher, immer von einer Ecke in die andere. Sie richteten den Raum in ungewöhnlicher Weise her: Über den Tisch kam ein Tisch-

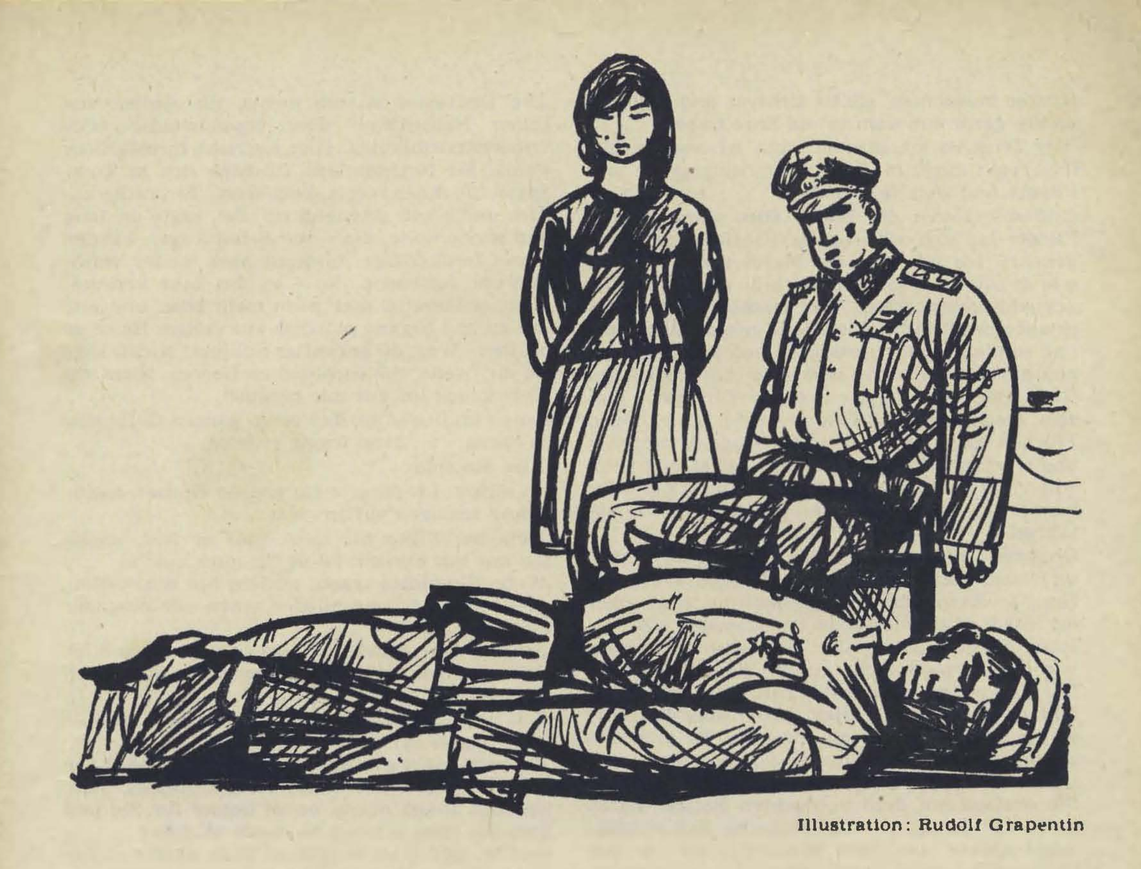


Illustration: Rudolf Grapentin

tuch. Wein. Obst und Süßigkeiten wurden hingestellt. Mir wurde immer banger. Wer wird es nur sein? ‚Ist ein Herr vom Armeekommando eingetroffen?' fragte ich möglichst lässig.
‚Unsinn, seit wann treibe ich für die Schreibstubenhengste von der Armee so einen Aufwand!' entgegnete der Chef. ‚Es ist etwas viel Wichtigeres, viel Interessanteres! Wir haben einen großartigen Fang gemacht. Jetzt hört endlich diese verfluchte Ungewißheit auf. Wir werden erfahren, welche Überraschungen die für uns bereithalten. Ho, ho, ho, das wird ihnen die Karten schön durcheinanderbringen.'
Ich nahm an, man habe einen hohen Offizier von uns gefangengenommen. Zu meiner Verwunderung setzte sich aber nicht der Chef an den Tisch, sondern sein Stellvertreter, ein Major. Danach brachte man unter Eskorte eine Bahre herein. Ich konnte nicht sehen, wer auf der Bahre lag. Inzwischen hatte der Major sein süßestes Lächeln aufgesetzt und bat mich, dem ‚Gast' zu übersetzen, er sei selbst Flieger und freue sich, seinen tapferen Kollegen, der, nach den Auszeichnungen zu schließen, ein berühmtes russisches As sein müsse, hier begrüßen zu dürfen.
Jetzt bemerkte ich, daß auf der Bahre ein ganz junger Mensch lag, in einer ebensolchen ausgebleichten Feldbluse, wie Sie sie tragen, an der drei Orden des Roten Kriegsbanners und verschiedene andere Auszeichnungen befestigt waren. Er trug die Schulterstücke eines Oberleutnants der Luftwaffe und sein Blick .... entschuldigen Sie bitte einen Moment ..."
Das Mädchen war weißer geworden, als die Wand der Hütte. Sie atmete schwer und biß sich in die Lippen, als unterdrücke sie starke physische Schmerzen. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Die Nerven ... Seine Beine lagen in Gips, der Kopf war verbunden, und aus diesem Mullturban sahen mich fragend seine großen braunen Augen an, so aufrichtig und mit so einem Ausdruck der Gehetztheit ...
‚Fräulein, übersetzen Sie bitte dem Kollegen, daß wir einen waffenlosen Gegner nicht mehr als Feind betrachten und daß im neuen Deutschland die Begriffe der Tapferkeit und der Soldatenehre für Freund und Feind gelten: Übersetzen Sie ihm, daß ich in meiner Eigenschaft als äh, stellvertretender Garnisonschef und als Flieger mich freuen würde, mit ihm einen Pokal – äh, nein, das wäre nicht russisch – also einen Becher guten Weins zu trinken.'
Während ich übersetzte, ruhten die grauen Augen des Fliegers auf meinem Gesicht. Und es lag darin nicht so sehr Haß als vielmehr eine so grenzenlose Verachtung, ein solches Angewidertsein, daß mir gegen meinen Willen die Tränen in die Augen steigen wollten.
‚Sag ihm, er soll mit seinem Getue aufhören, ich sage ihm nichts, und seinen Wein kann er behalten. Übrigens, mag er mir eine Zigarette geben.'
Der Major strahlte, sprang auf und reichte ihm sein Etui. Der Flieger stützte sich auf den Ellenbogen, nahm eine Zigarette und begann gierig zu rauchen. Dann erhob sich der Major, schlug die

Hacken zusammen, stellte sich vor und sagte, er wüßte gern, mit wem er die Ehre habe...
‚Der Trick ist alt, übersetz ihm, ich sage nichts, man soll mich hinaustragen', entgegnete der Flieger und wandte sich ab.
Und soviel sich der Major auch abmühte, der Flieger lag und schwieg, das Gesicht zur Wand gekehrt. Ich sah, wie der Major nervös wurde, wie er sich auf die Lippen biß, wie seine Gesichtsmuskeln zuckten. Aber anscheinend brauchte er unbedingt Nachrichten über unsere Luftwaffe, und so hielt er sich zurück. Er ließ den Gefangenen hinaustragen und wünschte ihm sogar alles Gute. Doch kaum hatte sich die Tür hinter diesem geschlossen, da ließ er einen Schwall von Flüchen los, stürzte ein Glas Kognak hinunter und warf sich mit verzerrtem Gesicht und irren Augen erschöpft auf das Sofa. Der Chef kam herein, ich wurde entlassen und nach Hause gefahren.
Obgleich ich wie zerschlagen war, tat ich in dieser Nacht kein Auge zu. Am Morgen wollte ich zum Treff, um die Gefangennahme eines über der Stadt abgeschossenen bedeutenden sowjetischen Fliegers mitzuteilen, doch wurde ich schon vorher unerwartet mit einem Wagen abgeholt Der Major persönlich saß darin. ‚Wir haben Befehl, um jeden Preis, alles, was er über die Luftwaffe weiß, von ihm zu erfahren. Es gibt Anzeichen dafür, daß er diesen vor kurzem eingetroffenen neuen Verbänden angehört. Fräulein, Sie müssen mit dem verfluchten Bolschewisten sprechen!' Er war so durcheinander, daß er sogar ausplauderte, aus dem Hauptquartier sei ein Luftwaffengeneral nach Charkow gekommen, der diese Nachrichten unter allen Umständen brauche. Mir blieb keine Wahl. Doch da fiel mir sein Blick ein, und ich, die ich gewöhnt war, in ständiger Todesgefahr zu leben, hatte Angst, wirkliche Angst, seine Zelle zu betreten. Stellen Sie sich doch vor, was ich in seinen Augen war!
Ich zwang mich jedoch, hineinzugehen, und als die Tür hinter mir ins Schloß fiel, trat ich sogar an sein Lager.
‚Wie geht es Ihnen? War ein Arzt da?' fragte ich, um das Gespräch irgendwie zu eröffnen. ‚Selbst haben sie nichts erreicht, jetzt hetzen sie ihre deutsche Bluthündin auf mich', lachte er böse auf.
Ich wurde glutrot, ich glaube, die Tränen standen mir in den Augen.
Seine Stimme war ganz leise, er mußte in der Nacht sehr von Kräften gekommen sein, doch hart und unbarmherzig fuhr er fort:
‚Wozu wirst du rot, gekaufte Kreaturen sollten nicht erröten! Warte nur, wenn du uns in die Hände fällst, kriegst du dein Teil.'
Immer lauter werdend, fuhr er fort:
‚Du denkst, du kannst mit den Deutschen fliehen, du glaubst, du entgehst uns? Wir kriegen dich! Selbst in Berlin finden wir dich. Du kannst unterkriechen, wo du willst, uns entkommst du nicht!'
Er lachte schadenfroh, triumphierend, als liege er nicht, den ganzen Körper in Mullbinden, sterbend in der Folterkammer des Feindes, sondern stehe als Sieger in Berlin und halte Gericht.
Da stürzte ich zu ihm und flüsterte, alle Vorsicht vergessend:
‚Die Deutschen wissen nichts. Sie wollen von Ihnen Nachrichten über irgendwelche neue Luftwaffeneinheiten. Hier herrscht fürchterliche Panik. Sie fürchten sich, fürchten sich zu Tode. Sagen Sie ihnen nichts, kein Wort.' Er prallte zurück und hörte staunend zu. ‚So', sagte er dann und wiederholte: ‚So — so!' Seine Augen wurden etwas freundlicher, blickten aber weiter wachsam und forschend. ‚So — so, das kann vorkommen', er lächelte, doch nicht mehr böse, blinzelte mir zu und begann plötzlich aus vollem Halse zu brüllen: ‚Weg, du gekauftes Subjekt! Nichts sage ich dir, weder dir noch deinen Herren. Nicht ein Wort kriegt ihr aus mir heraus!'
Lange brüllte er so, daß es im ganzen Gefängnis zu hören war, dann fragte er leise:
‚Also Sie sind...?'
Ich nickte. Ich zitterte am ganzen Körper, meine Zähne schlugen aufeinander.
‚Nun, beruhigen Sie sich', fuhr er fort, ‚sagen Sie mir nur ehrlich: Ist es für mich aus?'
‚Wenn Sie nichts sagen, werden Sie erschossen', antwortete ich, und wieder sahen wir einander forschend an.
‚Schade, sehr schade, ich bin noch jung, und ich möchte so gern leben!... Aber gehen Sie, gehen Sie jetzt!'
‚Soll ich vielleicht etwas nach drüben vermitteln?' fragte ich.
‚Sie haben sehr gequälte Augen, ich glaube Ihnen fast', entgegnete er. ‚Fast. Aber trotzdem, nein, ich sage Ihnen nichts, es ist besser für Sie und auch für mich — leben Sie wohl Mädchen...', er seufzte, und dann begann er mich wieder zu beschimpfen, daß es durch das ganze Gefängnis schallte.
Tränen schnürten mir die Kehle zu. Ich stürzte hinaus. Der Major ging ungeduldig im Gang auf und ab, er hatte uns belauscht, doch ich sah ihm an, daß er außer den Schimpfworten nichts verstanden hatte.
Nach unserem Gespräch im Gefängnis ging ich den ganzen Tag wie im Traum umher. Sobald von ihm gesprochen wurde, begann ich zu weinen. Glücklicherweise hatte der Major meinem Chef schon von unserem Besuch im Gefängnis erzählt, so faßten sie das auf ihre Weise auf und versuchten mich zu trösten. Ich aber hörte ihr Gerede an und schlug die Hände vors Gesicht, um sie nicht ansehen zu müssen.
Aber das Schrecklichste stand mir noch bevor. Der erwähnte Luftwaffengeneral, einer ihrer faschistischen Helden und Günstling Görings, wollte den Flieger selbst verhören... Er kam persönlich ins Gefängnis: Ein langer, hübscher, selbstzufriedener Kerl mit einem rosigen Porzellangesicht und farblosen Wimpern wie ein Ferkel. Seine Begleitung bildeten mein Chef, der Major und ich. Selbstbewußt trat er zu dem Flieger, nannte seinen ziemlich bekannten Namen und streckte ihm die Hand hin. Der wandte sich wortlos ab.
‚Sie benehmen sich schlecht, junger Mann. Ich bin General, Held zweier Kriege. Die Ehre gebietet, den Soldatengruß eines Ranghöheren zu erwidern.'
Ich übersetzte diese Phrase. Offenbar war der General ein guter Schauspieler.

(Fortsetzung auf Seite 38)





Ein Hundeleben

Darf ich mich vorstellen? Ich heiße Harras. Das ist mein Rufname. Ich entstamme einer bekannten Schäferhundefamilie. Aber das tut nichts zur Sache. Schließlich gilt auch unter uns Vierbeinern nur der etwas, der sich nützlich macht und nicht ziellos umherstreunt. Kurzum, ich bin froh, in guten Händen zu sein. Seit einigen Wochen diene ich bei den Grenztruppen der Nationalen Volksarmee. Klaus, der mich jetzt an der Leine führt, ist ein patenter Junge. An seiner Art, wie er mit mir umgeht. spürt man, daß er einen Freund in mir sieht. Neulich hörte ich ihn erzählen, er habe sich schon lange gewünscht, Hundeführer zu werden. Seine Vorgesetzten entsprachen seinem Wunsch. Hier. auf der Hundeführerschule, lernten wir uns kennen.

Klaus ließ mir Zeit, mich an ihn zu gewöhnen. Er führte mich aus, bürstete mir das Fell und brachte mir pünktlich das Futter. Mein Zwinger blitzte vor Sauberkeit. – Und ich? Mir sträuben sich heute noch die Haare, wenn ich daran denke, wie widerspenstig ich war. Wau! Gras drüber, das ist vergessen!

Wie ich hier lebe? Wie ein Soldat. Während des Dienstes sitze ich mit Klaus gewissermaßen auf einer Schulbank. Als Klaus' Zugführer kürzlich sagte. im Lehrprogramm befänden sich einige harte Knochen, spitzte ich unwillkürlich die Ohren. Doch er meinte andere als die, auf die ich reflektierte. Er hatte dabei besonders den Schutzdienst im Auge. Hier wird uns gelehrt, wie man sich ein- und unterzuordnen hat. Prinz und Senta, meine Nachbarn, ziehen immer die Rute ein, wenn sie davon hören. Weshalb eigentlich? Klaus und seine Freunde sind diszipliniert. Das gleiche verlangen sie von uns. Dazu gehört, daß ich seine Kommandos genau befolge, ohne einen Laut von mir zu geben. Ebenso bringt er mir bei, meine „Waffe", den Fang richtig zu gebrauchen. Ich rate keinem, mit Klaus anzubändeln oder ihm davonzulaufen, wenn er zum Stehenbleiben aufgefordert hat. Ich würde es nicht zulassen.



Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, aber Prinz auch noch von keinem Balken.

Nun soll es an der Grenze ja nicht nur glatt und eben sein. Gerade an den unwegsamsten Stellen versuchen Grenzverletzer durchzubrechen. Deshalb lernen wir Hindernisse zu überspringen, über Balken und Leitern zu laufen. Als Belohnung gibt es ab und zu einen Leckerbissen aus Klaus' linker Hosentasche.
Der Schutzdienst bringt nicht nur uns zum Schwitzen. Vom Zwinger aus beobachten wir oft, wie Soldaten auch während der Freizeit an der Eskaladierwand und am Wassergraben üben. Wer von ihnen möchte sich schon die Blöße geben, ungeschickter zu sein als wir?
Auch unter uns Schäferhunden gibt es Spezialisten. Wir, in unserem Zug, erlernen das Aufnehmen und Verfolgen von Fährten. Dazu muß man eine besonders gute Nase haben. Zuerst ist die Spur nur 10 Minuten alt und 150 Meter lang. Da ist es einfach. Aber zum Schluß sind es 6 Stunden alte und 8 Kilometer lange Fremdfährten, denen wir über Wiesen, Äcker und Wege nachspüren müssen. Da darf man sich nicht ablenken lassen, wenn eine andere Spur den Weg kreuzt. Klaus ist sehr zufrieden mit mir, weil ich den anderen bei der Leistungskontrolle um einige Nasenlängen voraus bin. Das heißt nicht, daß ich meine Nase jetzt hoch trage. Denn diese richtige Fährte will ich auf keinen Fall verlieren.
Nach der Prüfung gehen Klaus und ich an die Staatsgrenze. Ich freue mich schon darauf. Klaus wird sich auf mich verlassen können. Wau! So wahr ich Harras heiße! *F. H.*

Leitern und Treppen können uns nicht hindern, den flüchtenden Grenzverletzer zu stellen.



Im Sturmlauf geht es über die Hindernisbahn. Klaus hat Mühe, mit mir Schritt zu halten.



»Star«allüren Abgestürzte Bu-We-Maschine bei Dichau (Bayern)

Skandale um einen »Star«

Wie fast alle Stars am Filmhimmel, so hat auch der Star am natürlichen Himmel, den wir Ihnen hier vorstellen, neben seinem trockenen Familiennamen (F-104) einen wohltönenden Künstlernamen („Starfighter"). Das große Publikum gab ihm darüber hinaus noch eine Reihe Bei- und Spitznamen: „Traum eines Piloten" und „Fliegender Sarg"; „Eine rassige, aber sehr sensible Frau" und „Der schöne Tod"; „Das beste Flugzeug der Welt" und „Witwenmacher". So viele Namen – so viele Widersprüche. Grund genug, diesem Star etwas näher auf die Haut zu fühlen und festzustellen, ob es überhaupt ein „europäischer Star" ist, wie behauptet wird. Wir wollen dabei ihre eigenen Maßstäbe benutzen, im besonderen jene, die aus einer Artikelserie der Hamburger Illustrierten „Der Stern" über Filmsternchen zu erkennen sind.

„Hier wird nicht von dem Märchenland erzählt, in dem die Wohlanständigkeit ihren wohlverdienten Lohn erhält ... Hier wird berichtet, wie hart und gnadenlos der Weg nach oben ist" („Der Stern").

Jeder Star braucht Produzenten, auch „unserer", und hart und gnadenlos war in der Tat ihr Weg nach oben, der Weg der Lockheed-Werke. 1932 bankrott, von einer anderen Firma aufgekauft, nach acht Jahren erneut Pleite – da brachte die Rettung der Krieg. 1947 wieder ein Defizit von 2,5 Millionen Dollar – und wieder die gleiche Rettung, diesmal der Krieg in Korea. Dann stieg die Produktion in zehn Jahren auf das Fünffache. Von Lockheed kamen die Strahltrieb-Bomber vom Typ B-47 und die berüchtigte U-2, von Lockheed kommen heute die Polaris-Raketen. Die Lockheed-Direktoren in der amerikanischen Regierung, die Marineminister Thomas und der Sonderberater des Außenministers, Hoover, sorgten einst auch dafür, daß Lockheeds „Starfighter" oder „Sternenfechter" am amerikanischen Himmel als Flugzeug der US-Army erschien. Allerdings fiel er allzuoft von dort wieder herunter. Sei es nun, daß andere Produzenten mehr Direktoren in die Regierung brachten, sei es, daß die US-Regierung in diesem Falle nur das echte Können gelten ließ – unser Star wurde abgeschoben, das heißt, der „Starfighter" wurde aus der US-Army ausrangiert und als „Flugzeug für weniger wichtige Luftwaffen" eingestuft. So stand er verlassen da, ohne Gage, ohne Beschäftigung, ohne seinen Produzenten die erhofften Einnahmen zu bringen.
Das war 1957.

„Fried rief Elke in Rom an und sagte: ‚Wenn ich dich in Deutschland groß herausbringe –

was kriege ich dafür?' Elke versprach ihm fünf Prozent" („Der Stern")

Das erste Haus am Platze ist in Bonn der „Königshof", ein Millionenbau. Zahlungskräftige Gäste hat es immer. Um die Jahreswende 1957/58 sind darunter zahlreiche Vertreter amerikanischer, schwedischer, kanadischer und anderer Flugzeugfirmen: Die Bundeswehr hat einen Auftrag über 200 Düsenjäger zu vergeben.
Die Vertreter aus nah und fern bieten ein halbes Dutzend Flugzeuge an. Die amerikanische Firma Grumman argumentiert mit der Spitzengeschwindigkeit ihres „Supertigers". Das französische Unternehmen Dassault bietet die „Mirage" an. Der stärkste französische Trumpf dabei sind die Preise – 2,6 Millionen für das Stück. Da erscheint ein Konkurrent im „Königshof", der anfangs überhaupt nicht im Wettbewerb stand, weil sein Star „top secret, streng geheim" war. Es ist Lockheed mit seinem „Starfighter". Lockheed kann auf verschiedene Rekorde verweisen. Lockheed fordert aber die astronomische Summe von 6,9 Millionen Mark! Und ist nicht gerade erst sein gepriesener „Starfighter" auf der anderen Seite des großen Teichs aus dem Verkehr gezogen worden? Trotzdem: Lockheed macht das Rennen. Übrigens aber nicht mit 5% für die Erteilung der Nachbaugenehmigung an Westdeutschland, und schon gar nicht mit 2–3%, wie es international üblich ist, sondern mit horrenden 10%

„Dem Antel blieb es vorenthalten, eine spezielle Technik der Nachwuchsentwicklung zur Meisterschaft zu entwickeln. Der Regisseur Antel besetzt die weiblichen Rollen grundsätzlich unter dem Gesichtspunkt: Wird sie meine privaten Wünsche erfüllen oder nicht?" („Der Stern").

Die Herren der ausländischen Flugzeugwerke, die im „Königshof" abgestiegen waren, grüßten sich mit vollendeter Höflichkeit, wenn sie sich im Foyer oder auf den Treppen des Hotels trafen. Man sah sie ab und an auch bei einem gemeinsamen Drink. ‚Unsere Nato ist doch wie eine friedvolle Familie', mag der Barmixer gedacht haben. Gott verzeih ihm seine Naivität! Denn in Wahrheit führten sie den Kampf um den Millionenauftrag mit sämtlichen Spielregeln des Konkurrenzkampfes. Jede Firma hatte ihre Leute im Kriegsministerium. Jede Firma ließ sich durch westdeutsche Industriekreise den Rükken stärken. Dassault durch den Kriegsverbrecher und Großindustriellen Flick. Und Lockheed, dessen Trümpfe stachen? Eine Antwort steht auf Adenauers Schreibtisch: Aus reinem Gold das Modell einer Super-Constallation, ein Flugzeug von Lockheed, ein Geschenk von Lockheed. Über seinen Sohn Max, der im Aufsichtsrat der Westhansa residiert, hatte Adenauer anstelle englischer Verkehrsflugzeuge diesen Typ für den westdeutschen Luftverkehr ankaufen lassen. Man stellte ihm das Geschenk aber auch deshalb auf den Tisch, weil er über Hermann Joseph Abs der amerikanischen Firma den „Starfighter"-Auftrag in die Hand gespielt hatte. Hermann Joseph Abs – das ist der Intimus und Bankier Adenauers, der Chef der Westhansa und der europäische Gesandte von Lockheed in einer Person. – Die Hauptantwort aber ist die: Lockheed erklärte sich bereit, den „Starfighter" für die Bundesluftwaffe in den „Super-Starfighter" umzumodeln. Um aus dem reinen Abfangjäger einen Mehrzweckjäger zu machen, der in erster Linie für offensive und nicht für defensive Aufgaben Verwendung finden soll! So erhielt Bonn seinen Atombomber. Eigens für das Tragen von Atombomben hatte man die Zelle der Lockheed-Maschine verstärkt. Man nahm selbst verschlechterte Flugleistungen hin, nur um einen A-Bomber zu besitzen.

„Superwagen bringen die Stars vom Hotel zum Kinopalast, damit das Volk auf der Straße stehenbleibt und gafft, damit auch die, die nicht stehenbleiben, zumindest merken: Donnerwetter hier ist was los ... Je mehr über den Film gesprochen wird, desto lauter klingelt es in der Kasse – denn Film ist Industrie" („Der Stern").

In ganzseitigen Annoncen hatte die Canadair-Montreal ihren Jäger als den „weltberühmten



»Die Fahnen hoch«

Traditionszimmer der Bonner Luftwaffe in ihrem Ausbildungsfliegerhorst Utersen

Sabre ... den besten der Welt" gepriesen. Lockheed inserierte zwischen Annoncen für Bier, Nylonstrümpfe, Zigaretten und Autos: „Er (der „Starfighter") ist der schnellste Strahljäger, der in Serie hergestellt wird ... das bemannte Geschoß höchster Luftüberlegenheit ... Lockheed baut heute schon das Flugzeug für morgen." Das war vor Vergabe des Auftrages gewesen.
Und dies geschah weit später. Man schrieb den 4. Januar 1961. Adenauer feierte seinen Geburtstag. Diplomaten erschienen mit Blumen; Kinder erschienen mit Blumen; Abgeordnete erschienen mit Blumen. Kriegsminister Strauß aber erschien mit einem großen, schweren Paket. Er schenkte Adenauer, der nie Soldat war, aber besessen ist, andere für seine „Politik der Stärke" marschieren zu lassen, die Musik dazu – hundert Platten mit Marschmusik. Einer der Märsche hieß übrigens „Starfighter"-Marsch, und war in Tausenden Exemplaren kostenlos im In- und Ausland verteilt worden, um den Star populär zu machen.
Und noch später geschah dieses. Die Stuttgarter „Flugrevue" hatte den „Starfighter" verrissen. Ein „Starfighter"-Pilot sang ihm darauf öffentlich ein Loblied (das übrigens ebenfalls postwendend von der „Flugrevue" zerpflückt wurde). Hatte der Pilot aus freiem Entschluß zur Feder gegriffen? Oder hatte dieser Oberstleutnant auf höheren Wink gehandelt. Tatsache ist – das Verteidigungsministerium ließ seinen Artikel als Flugblatt drucken und in der Bonner Luftwaffe verteilen, unter dem Boden- wie unter dem fliegenden Personal. Offenbar kannten die, die täglich mit dem „Starfighter" zu tun hatten, seine Vorzüge noch nicht zur Genüge!

„Vera wurde mit Haut und Haaren gekauft und dann den rasenden Journalisten präsentiert. Dämonisch geschminkt und mit Spaghetti und Insulinspritzen vollgepfropft sollte sie die bei den Italienern so beliebten Lollobrigida-Formen demonstrieren" („Der Stern").

Für den Liebhaber der Formen unseres Stars sei vermerkt: Trapezform, negative Flügel, Länge 16,6 m, Spannweite 6,7 m, maximale Startmasse 11,36 t. Für den Freund intimer Details sei verraten: Der „Starfighter" frißt in der Sekunde für 2 DM Treibstoff, er kostet mit Ersatzteilen rund 8 Millionen Mark, er besteht aus 80 000 Einzelteilen. Wer aber vor allem Wert legt auf das Können, mag erfahren: Steigleistung bis 12 000 m in der Minute, praktische Gipfelhöhe 24 km, Höchstgeschwindigkeit 2250 km. Dieser Interessent des echten Könnens muß aber auch folgendes wissen (und wir zitieren westliche Pressestimmen): „In der jetzigen Version ... vermag er drei Aufgaben zu erfüllen: Er ist Abfangjäger, Jagdbomber und Aufklärer. Das bedeutet allerdings, daß er wegen der zusätzlich installierten Elektronik um 500 kg schwerer wurde und dadurch ... einige Flugeigenschaften verlor ... Die Achillesferse der 104 G aber ist ihre Elektronik, die noch nicht ausgereift ist" („Süddeutsche Zeitung"). „Ein Alarmeinsatz unter Schlechtwetter-

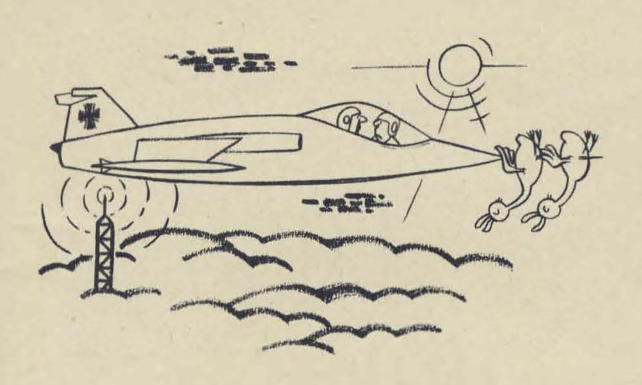


„Der Starfighter ist doch eine wertvolle Maschine!"

bedingungen ist kaum möglich, weil das Navigationssystem 15 Minuten benötigt, ehe es funktionsfähig wird ... Eine perfekte Führung eines „Starfighter"-Verbandes vom Boden aus war bisher noch nicht möglich, weil auch hier nur die Hälfte der Elektronik funktioniert" („Flugwelt").

Schließlich ist auch dies eine Seite des Könnens unseres Stars:

Es war am 18. Juni 1962 auf dem Flugplatz der Bundeswehr Nörvich. Das erste „Starfighter"-Geschwader sollte in Dienst gestellt werden. Unter den vielen Gästen auch das Viergestirn: Strauß, Förtsch, Kammhuber und der Oberbefehlshaber der amerikanischen Luftstreitkräfte in Europa, General Landon. Jetzt recken sie ihre Hälse Richtung Osten, wo vier „Starfighter" auftauchen. Ein sogenannter Schulterwurf mit einer ‚Atombombe' ist angekündigt. Mit großer Geschwindigkeit fliegen die Maschinen das erdachte Ziel an, dann steigen sie steil in die Höhe. Nachdem sie den Kulminationspunkt erreicht haben, in dem im Ernstfalle die Atombombe ausgeklingt würde, folgt eine Erdkurve – doch da, da, die vier „Starfighter" kollidieren und stürzen ab. Die vier Piloten sind auf der Stelle tot. Die vier prominentesten Gäste verlassen bedrückt den Flugplatz.
Nur menschliches Versagen, wie man anderentags zu beschwichtigen sucht? Oder ein verantwortungsloser Kunstflug mit einem Flugzeug, das dafür nicht die Flugeigenschaften besitzt? Der „Starfighter" trotzdem „das Traumflugzeug des Jagdfliegers", wie es einer der ums Leben gekommenen vier Piloten gesagt hatte? Oder ein Absturz, der mehr als ein Zufall ist?
Der englische „Daily Telegraph" wußte zu be-



„Sie sollen doch nicht immer so dicht über Radio ‚Freies Europa' fliegen!"



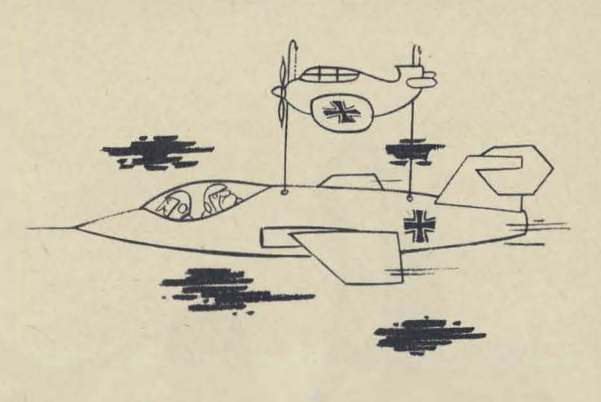
„... und außerdem ist der Starfighter unschlagbar!"

richten, daß von 104 in Dienst gestellten „Starfightern" 18 abgestürzt sind. Der „Spiegel" gab darüber hinaus 1962 an, daß bei der Bundeswehr bislang insgesamt 160 Flugzeuge abgestürzt sind. Das Kriegsministerium in Bonn dementierte zwar: „In Westdeutschland sind die Abstürze seltener als in den anderen NATO-Ländern." Das spricht, wenn es wahr ist, gegen diese Länder, aber nicht für die Bundeswehr. Das zweite „Dementi": „Die Zahlen sind übertrieben." Offenbar aber wagte man es nicht, eigene Zahlen zu veröffentlichen.

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück: Ist unser Star ein echter Star? Wir können ihm den Ruf nicht nehmen und wollen es auch gar nicht. Er ist skandalumwittert, und seine Vergangenheit ist nicht ganz durchschaubar. Er kann was, aber nicht so viel, wie man in gewissen Zeitungen schreibt. Es ist ein echter Star im westlichen Sinne



„Auch einen Starfighter geflogen?"



Beim Starfighter kann man eben nie wissen ...

ERIK NEUTSCH:

Für einen Soldaten am Potsdamer Platz

Genosse,
Moment mal, schau doch mal her,
ich hab dich sofort erkannt.
Das Gesicht behelmt nun, und am Gewehr
deine borkige Maurerhand.

Genosse,
natürlich, so lächelst nur du,
ich kenne dein Lachen noch.
So lachtest du stets uns anderen zu,
zogen wir Häuser hoch.

Genosse,
gleich hab ich zurückgedacht,
entsinne mich haargenau.
Das war eine eiskalte Januarnacht –
damals beim Wohnungsbau.

Genosse,
der Frost kroch die Beine hinauf,
wir hatten kaum noch Kraft.
Da stiegst du als erster die Leitern 'rauf
und sagtest: Es wird geschafft.

Genosse,
nun seh ich das Zeitungsbild,
dich vor den Panzern stehn.
Hab mich sofort wieder sicher gefühlt
bei diesem Wiedersehn.

Genosse,
nur eine Sekunde lang
dreh dich mal um zu mir.
Möcht dir die Hand schütteln gern zum Dank,
frag nicht, wie damals, wofür.





Zeichnung: Kurt Zimmermann



Ungarische Volksarmisten,
die mit Mädchen diskutierten
– im Gymnasium (beste Klasse!) –,
ohne Finten oder Listen
tapfer Hieb und Stich parierten,
von Alarm bis Zündermasse.

Fragen geben Gegenfragen.
Kinga interessiert der Einfluß
der Armee auf die Entfaltung
junger Menschen. Kann man sagen:
Note „sehr gut“ (auch mit Einschluß
des Benehmens und der Haltung)?

Antwort: „Ja . . . Doch überzeugen
Sie sich selbst, verehrtste Wertste!“
Kinga und Maria (beide
„eingezogen“) – sie beäugen
(und das ist nicht das Verkehrtste)
alles im Soldatenkleide.

Soldat auf

Grüßen lernen ist das erste, —
und das klappt schon ganz vorzüglich
(Lajosch, völlig hingerissen,
murmelt vor sich hin: Was wärste
froh, wenn du's wärst, der vergnüglich
sich hier in die Brust geschmissen!)

Gute Kenntnis seiner Waffe
ist vor allen Dingen wichtig.
Jetzt das Ziel gut anvisieren . . .
Peng! — Das war 'ne schaue Schaffe
Kingas Schüsse liegen richtig, —
und sie wird ein Lob kassieren'

Was der Küchenchef behende
in den Kessel tut, das mundet
wie bei Mutti — (und fast besser!).
Der Besuchstag ist zu Ende . . .
Rest der „Dienstzeit" wird gestundet . .
(Lajosch äußert sich weit kesser!) — *ika* —






Volks

Die aktuelle Umfrage

Stimmt der »Magenfahrplan«?

„Wenn er mal nicht stimmt, dann wird er eben stimmend gemacht", spricht lachend Gefreiter Siegfried Wollschläger (22), dreht sich um, springt auf den Perron der anfahrenden Straßenbahn und rauscht mit ihr ab ins Stadtzentrum. Was mich an die Geschichte von der frommen Helene erinnert, in welcher Wilhelm Busch zu vermelden weiß:

Alsbald, so sitzt man froh im Wagen
Und sieht das Panorama schnelle
Vorüberziehn bis zum Hotelle;
Denn Spargel, Schinken, Koteletts
Sind doch mitunter auch was Nett's.

Natürlich, so kann man's auch machen. Auf jeden Fall aber sei festgehalten, daß in Siegfrieds Truppenteil der Magenfahrplan anscheinend nicht immer stimmt und er ihn, zumindest für sich persönlich, öfter regulieren muß – ob nun mit „Spargel, Schinken, Koteletts" oder anderen gastronomischen Spezialitäten.
Frage: Wie sieht's woanders aus?

Zwar nicht a la carte . . .

Kellner haben sicher eine ganze Portion Berufserfahrung in punkto Essen. Kanonier Horst Senne (25) stammt aus dieser Branche und kann sich deshalb ein Urteil erlauben: „Bei der Armee gibt es zwar kein Essen a la carte; trotzdem kann man zufrieden sein. Natürlich läßt sich der große Kessel nicht verleugnen. Doch unsere Köche tun ihr Bestes. Ich war recht verwöhnt. Trotzdem gefällt mir das Essen."
Was Menge und Geschmack betrifft, pflichtet ihm Offiziersschüler Harald Schmidt (20) bei. „Nur die Qualität ist sehr unterschiedlich", klagt er, während Gefreiter Volker Unger (21) den Hebel seiner Kritik bei der Würze ansetzt: „Einmal ist das Essen zu stark, das andere Mal zu schwach gewürzt."
Keine Beanstandungen hat Unteroffizier Peter Bittner (22). Er glänzt geradezu vor Zufriedenheit. Des Soldaten Heiner-Michael Höhnes (19) Zufriedenheit ist dafür um eine Nuance anders, eine Zufriedenheit unter Vorbehalt gewissermaßen, setzt er doch in seiner Einschätzung voraus: „Man darf natürlich keine Ansprüche stellen!"

Darf man das wirklich nicht?

Ich glaube, man darf nicht nur Ansprüche stellen – nein, man muß sie sogar stellen. Welcherart sie sind, erläutert Oberst Otto Arndt (48), Leiter des Verpflegungsdienstes in der Nationalen Volksarmee, der auch noch an anderer Stelle dieser Umfrage zu Wort kommen wird. Er sagt: „Das Ziel muß darin bestehen, zu allen Mahlzeiten eine solche Kost auszugeben, die als Voraussetzung für hohe physische Leistungen notwendig ist und die volle Anerkennung aller Armeeangehörigen findet."
Soldatsein ist nicht einfach. Es wird viel verlangt heutzutage, sehr viel. Jeder weiß, daß die moderne Gefechtsausbildung mit enormen körperlichen Strapazen verbunden ist. Wer hier bestehen will, muß in jeder Weise hochwertig ernährt werden.

Wehrdienst ist Schwerstarbeit

Aus diesem Grunde bewilligten Partei und Regierung den Angehörigen der Nationalen Volksarmee einen außerordentlich hohen Verpflegungssatz, der mit 4200 Kalorien dem eines Schwerstarbeiters in der Produktion entspricht.
Ein Ministerbefehl legt fest, daß jedem Genossen täglich 180 g Fleisch- und Wurstwaren, 40 g Butter, 40 g Fett und 200 g Milch zustehen; über alle anderen Nahrungsmittel kann jeder Wirtschaftstruppenteil selbständig disponieren. Der finanzielle Verpflegungssatz beträgt 3,35 DM; ihm liegen selbstverständlich nicht die Einzelhandels-, sondern die Industrieabgabepreise zugrunde.
Damit hat die Nationale Volksarmee eine der höchsten Verpflegungsnormen aller Armeen der Welt, die auch über der der westdeutschen Bundeswehr liegt.
Soweit also die Grundlagen unserer Verpflegungswirtschaft, zu denen ich noch bemerken möchte, das aus ihnen die hilfreiche Fürsorge

spricht, die Partei und Regierung uns Angehörigen der Nationalen Volksarmee entgegenbringt.

Um auf die Titelfrage zurückzukommen: „Theoretisch" stimmt der Magenfahrplan.

... und praktisch?

„Ebenfalls, wenn man von zeitweisen Schwankungen absieht, die es wohl in jeder Küche einmal gibt", antwortet Unterfeldwebel Wolfgang Pflug (20). „Mir reicht's immer", bekräftigt Flieger Günther Krause (23). Stabsmatrose Peter Schwerin (19) ist weniger zufrieden. Er bemängelt vor allem die Einseitigkeit des Mittagessens. Und lakonisch meint Gefreiter Günter Reimer (23): „Es könnte besser sein."

„Es allen recht zu machen, ist eine Kunst, die niemand kann", wirft Kanonier Gerdjochen Petermann (19) besänftigend ein. In der Tat, die Geschmäcker sind eben verschieden. Schnuppert jemand mit Wilhelm Busch:

Es schwant mir was, mir ist so wohl,
Gibt's heute Mittag Sauerkohl?

so existiert unter Zehnen gewiß auch ein Jemand, der sich entsetzt die Nase zuhält.

Trotzdem kommen wir jetzt zu einer fast einhelligen Kritik aller Befragten. Stabsgefreiter Ingo Wolff (20) formuliert sie so:

Frühstück für'n hohlen Zahn!

Unterfeldwebel Günter Bayer (22) bezeichnet die Morgenmahlzeit als „unbefriedigend", Gefreiter Bernd Hoffmann (23) als „einseitig" und Funker Dagobert Michael (22) als „nicht ausreichend". Und auch Oberleutnant Karl Heinz Schmiedt (30) betont, daß es „morgens ruhig etwas mehr geben könnte".

„Bei uns ist um 6.45 Uhr Frühstück", berichtet Offiziersschüler Hubert Wey (21). „Da gibt es Butter, Brötchen, Marmelade und Wurst oder Ei. Mit dieser ‚reichhaltigen' Kost müssen wir bis 13.30 Uhr hinkommen." Und schließlich meint Unterfeldwebel Siegfried Kusch (20): „Viele Genossen wünschen sich morgens eine Suppe. Unsere vorgesetzte Dienststelle ist aber dagegen."

Mit der Rezeptformel

Man nehme ...

geht Oberst Otto Arndt, selbst Koch von Beruf, auf diese Frage ein.

„In etlichen Truppenteilen sind die Relationen zwischen den einzelnen Mahlzeiten tatsächlich noch verschoben. Das Frühstück kommt dadurch zu kurz weg. Ich bin für folgende Orientierung: Ungefähr 30 bis 40% des Tagessatzes sollte frühmorgens gegeben werden, damit der Soldat für den langen Vormittagsdienst eine feste Grundlage hat. Der verbleibende Rest sollte zu gleichen Teilen für die Zubereitung des Mittag- und Abendessens verwendet werden. Mit dieser Lösung kommen wir den berechtigten Wünschen der Genossen nach, aber auch den Erkenntnissen der modernen Ernährungswissenschaft. Was die Morgensuppe betrifft: Wenn den Soldaten der Sinn danach steht, bitte, dann soll man sie auf den Speiseplan setzen!"

Was wird gewünscht, bitte?

Vor mir liegt ein dickes Rezeptbuch, entwickelt und erprobt vom Verpflegungsdienst.

Bleiben wir beim Frühstück: Essen Sie gern Reissuppe mit Blumenkohl, dazu Kochsalami, Butter, Marmelade und Brötchen? Oder schwärmen Sie mehr für gefüllte Eierkuchen, Rotwurst, Butter und Brötchen? Vielleicht darf es aber auch eine Stachelbeersuppe sein, dazu Sülzwurst, Butter, Honig und Brötchen?

Das und noch viel, viel mehr empfiehlt besagtes, in allen Truppenteilen vorhandenes Buch für den Morgen. Den Küchenleitern sei dazu noch folgendes Goethe-Wort ans Herz gelegt: „Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden, es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun."

Tun sollte man aber auch in der Richtung etwas, in die Unteroffizier Bernd Bohnefeld (21) weist, wenn er auf die Vitaminarmut manchen Essens zu sprechen kommt. Um hier einen Ausgleich zu schaffen, kaufen sich etliche Genossen – so Stabsobermeister Günter Kohn (30), Offiziersschüler Erich Knabe (24), Unteroffizier Gerhard Riedel (22) und Obermatrose Peter Woischke (20) – zusätzlich oft Obst.

Dabei ist die Sache so einfach

„Wer hindert die Truppenteile daran, sich eigene Gemüsegärten anzulegen?", fragt Oberst Arndt. „In den Truppenteilen Stöber und Gohlke wurde das bereits getan. Dadurch ist ein zusätzliches Gemüseangebot vorhanden, das den Truppenteil kein Geld kostet, weil die dafür notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, also nicht vom Verpflegungsgeld abgehen."

Wobei, so möchte ich hinzufügen, nur nicht passieren darf, was Benno Laasa einst in Verse gesetzt:

Siehe da, es kommt ein Mann
Zu mir mit einer Tüte an:
Nur Gemüse habe Sinn –
Zwiebel, sagt er, sei darin:
Als das Frühlingslüftlein weht,
Habe ich die Saat gesät.
Als sie kam ans Tageslicht,
waren es Vergißmeinnicht.

Peinlich.

Apropos peinlich. Peinlich berührt müßten sich eigentlich die Kommandeure jener Genossen fühlen, die nun das Wort haben.

Einflußnahme auf's Essen? – Bei uns gleich null!

Das ist der Tenor der Meinungen von Kanonier Manfred Neumann (23), Obermatrose Wolfgang Jarosch (20), Gefreiter Günther Schulz (22) und Gefreiter Hans-Jürgen Meier (22). Und Gefreiter Roland Seifert (20) meint: „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts!"

Dafür erzählt Meister Rudolf Ferber (24): „Bei





„Schnitzel und Kotelett sind die Standardgerichte, welche die Soldaten meist bestellen“, erklärt Karin Heinke (18), Kellnerlehrling aus Berlin. „Dabei wäre gerade für sie eine vitaminreiche Kost. Fisch vielleicht. aber auch Gemüse- und Obst-Rohkost, viel empfehlenswerter. Schließlich müssen sie doch kräftig und widerstandsfähig sein. um ihren schweren Dienst ausüben zu können.“



Foren und FDJ-Versammlungen wurde schon oft über das Essen gesprochen. Dabei kamen wertvolle Hinweise.“ Von dem Recht der Beschwerdeführung hat auch Offiziersschüler Hans-Jürgen Redlich (24) bereits des öfteren Gebrauch gemacht. „Erfolg: Kurzzeitig änderte sich was, aber bald war's wieder wie vorher.“

„Das kann ich nicht sagen“, meldet sich Wachtmeister Erhard Lüdicke (23). „Wenn mir am Essen etwas nicht gefällt, wende ich mich an die Prüfungskommission für Verpflegung. Dort hat man für alle Kritiken ein offenes Ohr.“

„Jeder Genosse hat das Recht, sich zu beschweren. Vorschläge zu machen und auf die Beseitigung von Mißständen zu dringen“, bemerkt Major Kurt Schulz (32). „Eben zu diesem Zweck wurden ja auch die Prüfungskommissionen für Verpflegung geschaffen“, betont Oberst Arndt. „Sie haben umfangreiche Rechte und zählen vorwiegend Soldaten und Unteroffiziere zu ihren Mitgliedern. Die Mitarbeiter der Verpflegungsorgane haben hier nur beratende Funktionen. Erstes und oberstes Anliegen dieser Kommission ist es, auf die Stimmen der Genossen zu hören und Speiseplan wie Essen nach ihren Wünschen gestalten zu helfen.“

Dennoch muß hervorgehoben werden, daß natürlich der Kommandeur — als Einzelleiter, der er ist — auch hauptverantwortlich für eine gute und ausreichende Versorgung ist.

Das Beispiel von Oberstleutnant Fritzlar

„Vor Jahren“, berichtet der 34jährige Kommandeur eines Pionier-Truppenteils, „hatten wir manche Schwierigkeit mit dem Essen. Um eine Wende zu erreichen, wurde die Prüfungskommission für Verpflegung gebildet. Außerdem ißt seitdem jeden Tag einer meiner Stellvertreter oder ich im Mannschaftsspeisesaal. Irgendwelche Beanstandungen werden an Ort und Stelle bereinigt. Wöchentlich fordere ich vom Leiter für Verpflegung Rechenschaft über seine Arbeit und die der Küche.“

Ergänzend sei noch vermerkt, daß sich der Truppenteil Fritzlar einen schönen Gemüsegarten angelegt und sogar eine eigene Räucherkammer gebaut hat. Eigeninitiative und das erklärte Bemühen, den Pionieren ein ihren Wünschen entsprechendes, abwechslungsreiches, hochwertiges und schmackhaftes Essen zu geben, sind Trumpf bei Oberstleutnant Friedrich Fritzlar. Was Wunder, daß alle Genossen mit dem Essen zufrieden sind und weder auf ihren Kommandeur noch auf ihre Küche etwas kommen lassen.

Daß es bald überall so sein möge, wünscht Ihnen

Ihr

Karl Helmut Freitag

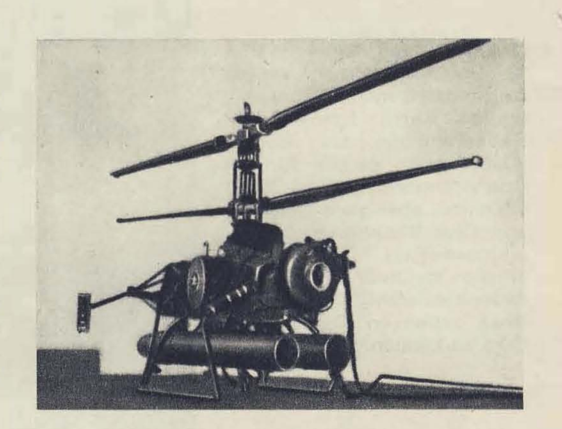
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Hochleistungskamera

Sowjetische Ingenieure konstruierten eine Hochleistungskamera, mit welcher man Aufnahmen bis zu einer Entfernung von 1500 km machen kann. Gegenstände von rund 40 cm Durchmesser sind auf den Fotos deutlich erkennbar. Der Prototyp dieses Gerätes ist bereits fertiggestellt worden.

Torpedo-Hubschrauber

Um die Kampfkraft ihrer veralteten Zerstörer zu erhöhen, will die US-Navy unbemannte Torpedo-Hubschrauber zur U-Boot-Bekämpfung einsetzen. Jeweils zwei solcher Hubschrauber sollen auf den Zerstörern stationiert werden. Der Wirkungsbereich dieser ferngelenkten Maschinen beträgt 20–24 km. Die beiden mitgeführten Torpedos werden in entsprechender Nähe des U-Bootes abgeworfen und der Hubschrauber wird zum Schiff zurückdirigiert. Bei schlechtem Wetter und nachts ist er nicht einsatzfähig.



Kuriosa militaria

Voller Stolz vergrößerte sich bei Bundesbürger Krause der Brustumfang auf das Dreifache, als er las, daß in Bonner Gefilden nicht nur der beste Büstenhalter der Welt erzeugt, sondern auch – nein, „bester" sagte man doch noch nicht, – **der** Senkrechtstarter gebaut wird. Aber immerhin, mit 200 km/h würde dieser Vogel den Erzeugnissen der englischen und französischen Konkurrenz, die bereits jahrelang an solchen Sachen herumbastelt, schon einiges vormachen. Die Namen Messerschmidt und Heinkel bürgen ja schließlich für „Qualität". Mag es vielleicht daran liegen, daß man vor der „Premiere" dieses Wundervogels keinen katholischen Heiligen konsultierte – St. Christophorus ist ja auch Raketenspezialist in Cap Canaveral geworden – der Knalleffekt blieb aus. Daß die in Scharen herbeigeholten Journalisten trotzdem die Maulsperre bekamen, hatte eine andere Ursache. Nach der vorangegangenen Reklame, ihrer eigenen wohlgemerkt, dachten sie im Traume nicht daran, daß dieser Vogel nur 20 bis 30 Meter hoch steigen, wieder herunterkommen und so die Vorstellung beenden könnte.

Das war aber alles, und zudem nichts Neues. Immerhin war bereits 1957 in Tuschino ein Gerät unter dem schlichten Namen „Turboljot" zu sehen, das ein bißchen mehr fertigbrachte. Es startete senkrecht, bewegte sich vorwärts, rückwärts und seitwärts und führte alle möglichen Wendungen aus.

Andererseits merkt man aber auch an den Teilen, die an den Triebwerken des westdeutschen „Senkrechtstarters" hängen, daß Heinkel und Messerschmidt alt werden – viel Neues und Originelles ist nicht daran. Den Bug hat der Vogel von der F-104, das Leitwerk von der U-2, die Triebwerke aus England und die 125 Millionen, die der Spaß kostet und die zum großen Teil in die Taschen dieser Herren fließen, stammen noch wie vor von den Steuerzahlern, jetzt allerdings nur von den westdeutschen.

Was Wunder also, wenn der Brustumfang von Bundesbürger Krause wieder auf Normalmaß zurückging, da doch selbst „Die Welt" (!) feststellte: „Der Berg kreißte mit ohrenbetäubendem Lärm – und gebar eine Maus."



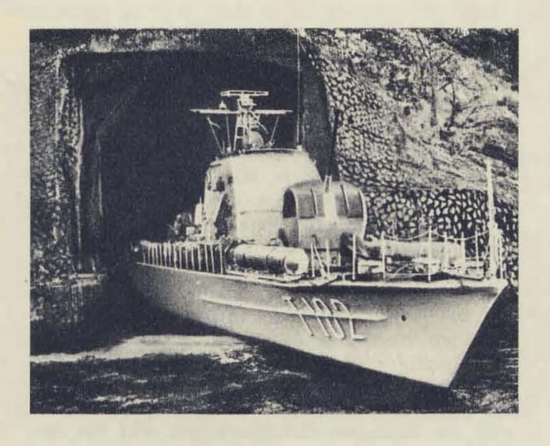
PS. Wir haben uns erlaubt, das Zitat der „Welt" geringfügig zu berichtigen und schrieben das Wort „kreißen" mit ß, da wir annehmen, dieses Wort ist in Zusammenhang mit „gebären" gemeint. Sollte wider Erwarten der Berg gekreist, also herumgekurvt sein, wie es die „Welt" schrieb, so sind wir gern bereit, das Zitat in der Originalfassung zu wiederholen. – mo.

Nachtpanzer?

Wie die ungarische Militärzeitung „Nephodsereg" berichtet, soll ein neuer leichter Kampfpanzer in die Ausrüstung der Sowjetarmee aufgenommen worden sein. Der Panzer soll mit einer 76-mm-KWK bestückt und mit speziellen Infra-Nachtsichtgeräten ausgestattet sein. Er ist hauptsächlich für Kampfhandlungen bei Nacht vorgesehen.

Unterirdische Häfen

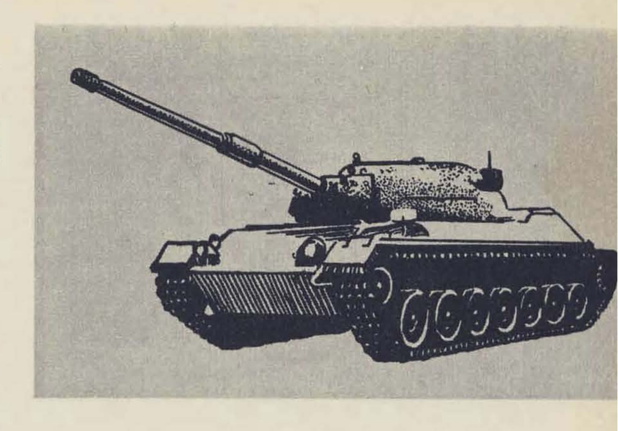
Kleinere Einheiten der schwedischen Kriegsmarine werden in sogenannten atomsicheren Häfen stationiert. In die Steilküste sind entsprechende Tunnel gesprengt worden, die vor allem TS-Booten bis zu 200 ts Aufnahme gewähren. Die unterirdischen Häfen werden zusätzlich mit Netzen getarnt.



»Maultier« mit Rädern

In den USA ist ein leichtes Transportmittel für Lasten bis zu 450 kg Masse entwickelt worden, das während Kampfhandlungen eingesetzt werden kann. Es ist einfach konstruiert, hat eine Masse von rund 400 kg, kann vom Fahrer im Gehen und Kriechen gelenkt werden und fährt auch auf drei Rädern noch sicher. Seine Geschwindigkeit beträgt 1,5–8 km/h.





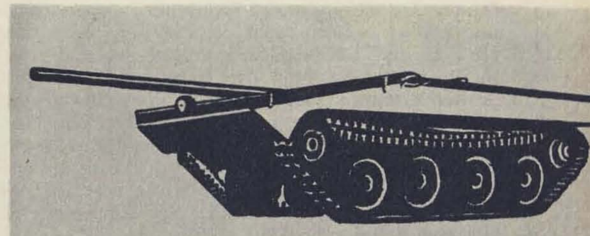
Dem T-54 »nachempfunden«

Einen neuen Standardpanzer für die Bundeswehr hoben die westdeutschen Rüstungskonzerne nach langem Hin und Her um den „Europa-Panzer" herausgebracht. Der Panzer, der dem – nach NATO-Meinung – unerreichten T-54 nachempfunden wurde (vor allem Turm und Gesamtsilhouette), hat folgende taktisch-technische Daten:

Masse: 40 t; Länge: etwa 9000 mm; Bewaffnung: KWK 105 mm (britisch); Höchstgeschwindigkeit: 60 km/h; Vielstoffmotor 10 Zyl.

Auch die Franzosen warten mit einem nachempfundenen neuen Kampfpanzer AMX auf. Er soll seinem westdeutschen Konkurrenten sogar überlegen sein. Das betrifft besonders die Gesamthöhe (2280 mm), die Masse (32,5 t) und Höchstgeschwindigkeit (65 km/h). Bewaffnet ist der AMX 1963 ebenfalls mit einer 105-mm-KWK allerdings französischer Konstruktion.

Schweden brachte einen Panzer eigenwilliger Konstruktion heraus, dessen Nullserie 1965 zur Ausbildung der Truppe bereitstehen soll. Es ist der „Panzer S", der im Frühjahr vorgeführt wurde und keinen Turm hat. Seine Gesamthöhe beläuft sich auf nur 2000 mm, seine Masse beträgt 36-37 t. Als Antrieb hat er einen Dieselmotor und eine Gasturbine. Die KWK hat ein Kaliber von 105 mm, ihr Schwenkbereich ist aber stark eingeschränkt. Obwohl 3–4 Mann als Besatzung vorgesehen sind, kann der Panzer auch von nur einem Mann bedient werden.



Spatz Schlaukopf erlebte:



3 x darfst du raten

In Weimar hab' ich mein Herz für die Kunst entdeckt. Statuen gibt es da zu schauen – die sind einfach schau. Die allerschauste aber steht im Bienenmuseum: eine schon mehrere hundert Jahre alte Kriegerfigur aus Holz. Als ich in ihrem Bauch fünf Einschüsse – so groß wie Taubeneier – entdeckte, begann ich, wie es ein Spatz eben tut, auf den vermeintlichen Naturalismus zu schimpfen. Aber mein Ärger verflog, als ich auf eine Tafel geflogen war und dort las: „Historischer Bienenkorb: die eigenartige Form sollte böse Geister, Unwetter und Krankheit bannen!" Offensichtlich waren also die scheinbaren Einschüsse Ein- und Ausschlupflöcher fleißiger Bienen. Ähnliche Täuschungen sollte ich in Weimar noch mehr erleben ... Unweit des Mähdrescherwerkes und neben einer Grube, in der eine Art fahrbarer Kran stand, hatte ich zwei junge Arbeiter entdeckt. In der Ferne zog eine Gruppe Sowjetsoldaten dahin und hinterließ eine Rauchfahne. „Da ist einem der Brotbeutel angebrannt, und er hat es noch nicht bemerkt", witzelte der eine. Da ließ ich mich zu ihnen nieder und ging in die Luft: „Es wird Zeit, daß ihr einmal zur Armee kommt. Damit ihr eine Vorstellung von einem Brotbeutel bekommt." – „Haben wir, Genosse. Da ist kein Bier drin; und das könnten wir bei der Hitze und dem Kater von gestern vertragen. Übrigens: Kennen Sie die Henne?" – „Welche", fragte ich zurück. „Ich kenne viele. Die 3600 Legehennen aus Mieste, die ..." – „Die aus Erfurt natürlich. Wenn von einer Henne aus Erfurt gesprochen wird, ist es keine Henne, sondern eine Kaserne, klar? Und da haben wir beide gedient." Beide, Genosse Bennewitz wie Genosse Jesch, hatten einst im Waggonbau Weimar, dem heutigen Mähdrescherwerk, Schlosser gelernt. Der letztere mußte wegen eines Unfalls bald umlernen – er wurde technischer Zeichner. Als sie zur Armee gingen, trugen beide den Wunsch im Herzen, später ein Direktstudium aufzunehmen. Aber keiner hat sich diesen Herzenswunsch später erfüllt. Genosse Bennewitz: „Ich hatte einfach keine Lust mehr, die Schulbank zu drücken." Genosse Jesch aber hatte inzwischen Frau, Kind und eine AWG-Wohnung, und das Studium in Leipzig war für ihn ein zu harter Knochen. Aber: „Sie haben Glück, daß Sie heute gekommen sind. Morgen habe ich Studientag. Man hat mir das Fernstudium zum Ingenieur ermöglicht." – So war ich also über Brotbeutel und Henne aufgeklärt. Aber wie stand es mit dem Kater, das heißt mit der Arbeitsdisziplin? Da kämen wir schon zu einem neuen Rätsel, meinte Genosse Bennewitz. Überhaupt – sie würden mir noch zwei Rätsel aufgeben: wenn ich sie löste, würden sie eine Lage Brause schmeißen, sonst aber müßte ich ..., ob auf Redaktionsspesen oder eigene Kasse, sei ihnen schnuppe. Und da sie auf den Spatzenverstand anspielten, sagte ich ja.

„Was ist ein Maulwurf", fragte also der Bennewitz. „Ein Maulwurf ist ein Tier, das ..." – „Denkste, Schlaukopf, denkste. Wenn ein Maulwurf von uns kommt, dann ist es kein Maulwurf, sondern eine Maschine. Sie verlegt Kunststoffrohre in ein Meter Tiefe, wenn zu nasse Böden entwässert werden sollen. In der Versuchswerkstatt des Werkes sind außerdem über 210 weitere Neuentwicklungen produziert worden, und das seit 1953." Gestern hatten beide mit der ganzen Abteilung das 10jährige gefeiert – Bennewitz als Schlosser der Werkstatt und für den T 174 eingeteilt, Jesch als Teilkonstrukteur des Projektierungsbüros, ebenfalls für den T 174 zuständig. – Der T 174, der Lader, stand indes ruhig in der Grube, zu ruhig. Am Greifer war ein Zylinder gebrochen, und die Differenzialsperre funktionierte auch nicht, so daß er aus eigener Kraft hätte herausfahren können. Ärgerlich, aber nicht zum Verzweifeln. Eine Kinderkrankheit, üblich bei jedem Gerät, das erst erprobt wird und noch nicht in der Serie läuft. Man würde wohl hier und da noch was verändern müssen. Bald aber wird der T 174 den T 172 verdrängen, der zur Zeit noch produziert wird. Mit den verschiedensten Greif- und Faßgeräten kann er Getreide, Mist, Kunstdünger und anderes laden. Er arbeitet vollhydraulisch, besitzt eine größere Leistung und entspricht genau den Kundenwünschen. – Genosse Jesch nennt noch eine andere Wachstumskrankheit. Bei der Konstruktion hatten sie an einen Motor gedacht, dessen Produktion jetzt eingestellt wird. Ein anderer wird dafür in größerer Zahl gebaut. Er ist ebenso stark, mindestens ebenso gut, aber seine Abmessungen sind nicht identisch. Das Ende vom Lied: Neue Korrekturen am Lader stehen bevor, aber die Motore und damit auch die Lader werden billiger sein.



Wenn der Kanal voll ist . . . kommt diese Neuentwicklung aus Weimar zum Einsatz.

Jetzt stellten sie mir ihre letzte Frage: „Was ist ein Mähdrescherwerk, Genosse Schlaukopf?“ – „Ein Mähdrescherwerk? Das ist natürlich ein Werk, in dem Mäh . . .“ – „Falsch! Wieder falsch! Ein Mähdrescherwerk ist, wenn es in Weimar liegt, ein Werk, das keine Mähdrescher produziert, sondern produziert hat.“ Mit dem Nachbau eines sowjetischen Mähdreschers hatte das Werk 1953 den Landmaschinenbau begonnen. Der Name des Betriebes ist geblieben, aber die Mähdrescherproduktion wurde längst an ein anderes Werk abgegeben. Heute baut Weimar u. a. den Lader, die Maulwurfdrainmaschine und eine Kartoffelvollerntemaschine, die kürzlich in England groß eingeschlagen hat. – Der VI. Parteitag der SED stellte das Ziel, in der Landwirtschaft zu industriellen Methoden der Produktion überzugehen. Dabei kommt es aber nicht nur auf mehr Maschinen sondern auch auf bessere Maschinen an, und dabei wieder vor allem auf die Lösung des Transportproblems und der Verminderung der Arbeitsspitzen. Und deshalb sind in der Werkstatt des Genossen Bennewitz bereits neue Maschinen im Bau, und im Projektierungsbüro des Genossen Jesch gibt es sogar einen Perspektivplan bis 1980. Allerdings – bis 1970 kann die gesamte materiell-technische Basis der Landwirtschaft noch nicht modernisiert werden. Aber haben wir in 10 Jahren nicht schon viel mehr geschafft, als der Kapitalismus in den 50 Jahren davor? Wie war es zum Beispiel mit den Mähdreschern? Vor 60 Jahren fuhr in den USA der erste über die Felder – er wurde noch von 24 Ochsen geschoben. Später hatten vereinzelt deutsche Gutsbesitzer Mähdrescher, so vereinzelt, daß die meisten Deutschen in den folgenden fünf Jahrzehnten nie einen zu Gesicht bekamen. Für den Kapitalisten war die Anlage des Kapitals in der Industrie lohnender als in der Landwirtschaft. Und die Einzelbauern konnten sich ja kaum ein oder zwei Pferde leisten, aber keinen Mähdrescher. Und was sollten sie auch damit? Für ihre Handtuchfelder wäre das so absurd gewesen wie etwa die Anschaffung eines elektrischen Rasierapparates für die Entfernung eines Warzenhaares. – Nach dieser Lektion wollten die beiden von mir die Lage Brause. Ich aber dachte, daß die Raterei nicht ganz fair war, und beschloß, mit gleicher Münze zurückzuzahlen. „Zuvor müßt auch ihr mir eine Frage beantworten, mit dem gleichen Einsatz.“ – „Was in einem Spatzenhirn Platz hat, können wir sogar im Schlaf herbeten. Aber mach schnell, wir haben Durst.“ – „Also gut. Sagt mir: Was ist ein Bumerang?“ – „Ein Bumerang? Ein Bumerang ist . . .“ – „Falsch Genossen. Ein Bumerang ist, wenn er wegfliegt und nicht zurückkommt, kein Bumerang.“ Und ich stieg in die Luft und kehrte nicht mehr zurück.



Neues vom Bau des Kommunismus. Das Interesse der napoleonischen Soldaten ist groß.

Im vergangenen Herbst gab es im Moskauer Stadtteil Lushniki am Bogen der Moskwa, die dort die Stadt des Sports mit dem Lenin-Stadion umspült, einige Aufregung. Truppen zu Fuß und zu Pferde, in die Uniformen der napoleonischen Armeen gekleidet, die vor 150 Jahren im alten, in Brand gesetzten Moskau vergebens Ruhe und Winterquartier suchten, besetzten das hügelige Gebiet und das Jungfrauen-Kloster, dessen hohe starke Mauern vor fast 700 Jahren gegen kriegerische Litauer errichtet worden waren. Vor den schön restaurierten Kathedralen und dem vielstöckigen Glockenturm wurde Biwak gemacht. Auf einem Felde, dessen Hintergrund die Klostersilhouette bildete, traten — wie unser Foto zeigt — in Linie blaugekleidete „Franzosen" an, vor ihre Gewehrläufe wurden Moskauer „Brandstifter" gestellt.

Ein Stück Geschichte wurde für einige Tage lebendig, und jeder Bürger der Metropole wußte, daß Sergej Bondartschuk Leo Tolstois größtes Werk verfilmt, „Krieg und Frieden". Es gibt kaum einen anderen Filmstreifen — über W. I. Lenin ausgenommen —, der so stark im Gespräch der Millionen sowjetischer Kinobesucher eine Rolle spielt, wie „Krieg und Frieden". Das Thema ist dem russischen Menschen nahe, Schulkinder wie Erwachsene zitieren aus diesem Epos auf das russische Volk und aus der Geschichte einiger aristokratischer Familien.

Daß Sergej Bondartschuk, Regisseur und Hauptdarsteller aus Scholochows „Menschenschicksal" und vielen anderen bedeutenden Filmen, Wagnis und Verantwortung für diese Verfilmung des Tolstoi-Romans auf sich genommen hat, ist überall mit Genugtuung aufgenommen worden. Es soll ein anderes Filmwerk werden, als der Hollywooder Regisseur King Vidor mit einer amerikanisch-italienischen Ko-Produktion vor einigen Jahren schuf, einen Zwei-Serien-Film, der einen großen Publikumserfolg, nicht zuletzt auch in der Sowjetunion brachte.

„Doch ein Tolstoi war es nicht", lautete die einhellige Meinung nicht nur sowjetischer, sondern vieler ausländischer Literaten, Historiker und Künstler. Bondartschuk, der King Vidors Leistung hoch wertet, will ein wahrhaftiges Bild Rußlands im Vaterländischen Krieg gegen Napoleon nachfilmen, das Tolstoische Bild. Er sieht seine Aufgabe darin, den wahren Helden des Romans, das russische Volk, voll zur Geltung kommen zu lassen und nicht lediglich die kleine Schicht aristokratischer Zeitgenossen, wie im westlichen Streifen. Eine andere Seite, die amerikanisch-italienische Darstellung der Schlacht von Borodino ist zu korrigieren: King Vidor läßt die Russen einfach zu-



Napoleons Ulanen vor Moskaus Toren

Auslandskorrespondent Werner Goldstein berichtet vom Entstehen einer großen Farbfilm-Trilogie

rückweichen, und die Franzosen folgen ihnen ins brennende Moskau; als ob es in der Borodino-Schlacht keine Entscheidung gegeben hätte. Historische Wahrheit jedoch ist, daß russische Taktik und Heldenmut in jener Schlacht den Feind erschöpften und ausbluteten, ihn schließlich durch das in Flammen aufgehende Moskau zum Rückzug zwangen. Das war die Wende dieses Krieges, und Tolstoi hatte es richtig dargestellt. Bondartschuk wird dieser historischen Tat russischer Armeen unter Führung Kutusows breiten Raum einräumen.

Selbst der Laie kann sich unschwer vorstellen, daß dieser Film Probleme aufwirft und Arbeit verursacht, die sich über Jahre erstrecken. Zweihundert Darsteller etwa waren auszuwählen, um nur eine der kompliziertesten Aufgaben zu erwähnen. Die Rolle der Natascha Rostowa zu besetzen, ist auf jeden Fall ein Wagnis. Denn die Gestalt dieses jungen Mädchens aus Tolstois Werk lebt in der Vorstellungswelt eines jeden russischen Menschen. „Viele „Nataschas" wurden „gesichtet", bis Bondartschuk der „Glücksfall" zustieß, wie er es nannte, die Ballerina des Leningrader Opern- und Ballett-Theaters „Kirow" Ljudmila Saweljewa zu finden, ein junges Mädchen, das eine erfahrene Tänzerin ist. Sie arbeitet





Einen Waldbrand verhinderten sowjetische Soldaten in der Nähe des Oder-Spree-Kanals. Bei einer Taktikübung bemerkten sie, daß auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals trokkenes Gras und Büsche in Flammen standen. Kurz entschlossen schwammen sie hinüber und löschten das Feuer, ehe es den nahegelegenen Waldrand erreichen konnte.

•

570 km Straße, 5 Brücken und 530 Ortschaften säuberten die Angehörigen eines Pioniertruppenteils des Warschauer Militärbezirks seit 1945 von Minen und Blindgängern. Sie entschärften und vernichteten bisher etwa 700 000 Panzer- und Schützenminen, über 30 000 Fliegerbomben sowie 87 000 Granaten. Für die bei dieser gefährlichen Arbeit Gefallenen wurde jetzt in Vorbereitung des 20. Jahrestages der Polnischen Volksarmee eine Gedenktafel enthüllt.

•

Am 1. August begehen die chinesischen Genossen den 36. Jahrestag ihrer Volksbefreiungsarmee.



•

Auf einem „Bein" landete der sowjetische Oberleutnant Nikolajew mit seinem Überschalljäger, nachdem ihm beim Start am Fahrwerk ein Reifen geplatzt war. Durch geschicktes Bremsen mit dem unbeschädigten Laufrad gelang es ihm, das Flugzeug auf der Landebahn zu halten. Mit Hilfe des Bremsfallschirmes brachte er es dann zum Stehen.

•

Daß der Fesselballon sogar im Zeitalter der modernen Technik noch seine Daseinsberechtigung hat, beweist die Tschechoslowakische Volksarmee, in der die Ausbildung von Fallschirmspringern u. a. auch unter Verwendung von Ballons erfolgt.

•

Was ißt Soldat Gennadi? TSCHACHOCHBILI (Kaukasische Spezialität)

Eine in kleine Stücke zerteilte, gesalzene Ente mit gerösteten Zwiebeln- und etwas Wasser dünsten. Paprika, Tomaten und einige Tropfen Zitrone hinzufügen. Nach dem Garen mit saurer Milch übergießen.

hart an ihrer großen Rolle, lernte reiten, um bei der berühmten „Jagd" in der Moskauer Umgebung ohne Double auszukommen.
Den psychologisch sehr komplizierten jungen Fürsten Andrej Bolkonski spielt Wjatscheslaw Tichonow, ein Moskauer, dem lange kleine, unbedeutende Rollen übertragen wurden, bis er in einem erfolgreichen Gegenwartsfilm seine Fähigkeiten in einer Hauptrolle unter Beweis stellte.
Der Dritte, der im Vordergrund steht, ist Pierre Besuchow. Wer könnte ihn besser verkörpern als Bondartschuk. Es scheint, die Rolle ist ihm geradezu auf den Leib geschrieben. Eine gründliche Forschungsarbeit war notwendig, um die Requisiten dieses Films wahrheitsgetreu, historisch echt auf das Bild zu bannen. Historien, Dokumente, Stiche und Bilder wurden gesichtet, verglichen und kopiert. In Malojaroslawl vor Moskau ließ man die Kanonen – aus Holz – bauen. Achtzig an der Zahl wurden in Auftrag gegeben, und sie schießen, wie die metallenen.
Alte Kavalleristen mußten den achthundert Pferden, die für den Film zu beschaffen waren, die schwierige Schlachtordnung eindrillen. Insgesamt 12 000 Soldaten aller Waffengattungen jener Zeit werden bei den Szenen der Borodino-Schlacht mitwirken. Die unterschiedlichsten Uniformen, bis ins feinste Detail den Originalen gleich, müssen zu Hunderten hergestellt werden. Dreißig Betriebe von Moskau und Umgebung sind daran beteiligt, die ungeheure Zahl der Requisiten herzustellen. Ein Stab von Militärs, mit den Armeegeneralen Kussatow und Popow an der Spitze, berät die Filmleute bei den Schlachtenszenen von Schöngraben und Austerlitz, die der Einfachheit wegen in einem transkarpatischen Berggebiet gedreht werden, unweit der ungarischen und tschechoslowakischen Grenzen.
Borodino jedoch wird der Höhepunkt. Bondartschuk hat dem Schlachtfeld an der Straße nach Minsk seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet. Mit Hilfe seiner militärischen Berater hat er interessante Schriftstücke über die Schlachtenpläne, die Richtung der Angriffe, selbst die Ordnung des Feuers der russischen Artillerie genau studiert. Der Hollywood-Regisseur hatte lediglich die Fronten gegeneinander marschieren lassen. Dieser sowjetische Film wird Schlachtenszenen voller Realistik zeigen.
Die Arbeit des Jahres 1963 steht im Zeichen von Borodino. Auf diesem ehemaligen Schlachtfeld feiert der Geist des Humanismus und der Größe eines Volkes Auferstehung, das seine Heimat und die Freiheit verteidigt. Manifestiert sich im Werk Leo Tolstois sein Sehnen nach dauerndem Frieden, so ist ebenso eindeutig die künstlerische wie politische Aussage dieses größten sowjetischen Farbfilms der letzten Jahre auf das Ziel gerichtet, Kraft und Energie der Völker auf die Erhaltung des Friedens in der Welt zu konzentrieren.

Seitdem Wilhelm Bauers Brandtaucher sank, ereigneten sich zahlreiche U-Boot-Katastrophen — solche, die Pionierschicksale waren und solche, die deshalb Menschenleben forderten, weil unter kapitalistischen Verhältnissen zwar das U-Boot als Kriegsmittel mit allen Errungenschaften der Waffentechnik und des Gerätebaus ausgestattet wurde, die Rettungsmittel und -wege aber sträflich vernachlässigt worden sind. Vier U-Boot-Katastrophen sollen stellvertretend für viele andere stehen.



1. Juni 1939 – Untergang der „Thetis".

Kapitänleutnant Martin Küster

U-BOOTE die nicht mehr auftauchten

Die letzte Fahrt des Brandtauchers

Wilhelm Bauer schließt hinter sich das Einstiegluk. Dieser 1. Februar 1851 ist sein großer Tag. Sein Tauchboot läuft zur zweiten, zur entscheidenden Probefahrt aus.

Die Besatzung — zwei Matrosen — setzt die Treträder in Bewegung, die über eine Welle die Schiffsschraube antreiben. Der Brandtaucher verläßt den Kieler Hafen . . .

Jetzt ist es soweit. Wilhelm Bauer öffnet die Flutventile. Gurgelnd schießt das Wasser in die Tauchtanks. Das Grün hinter den Ausguckfenstern wird immer dunkler. Zehn Meter Tauchtiefe müssen schon erreicht sein.

Plötzlich — Bauer traut seinen Augen nicht — schieben sich die Bordwände am Heck zusammen. Verfluchtes Material! Es hält dem Wasserdruck nicht stand. Sofort kippt das Boot nach hinten ab. Mit donnerndem Getöse rutscht der Eisenballast unter den Flurplatten nach. Entsetzt klammern sich die drei an den Bordwänden fest. Nahezu senkrecht stößt der Brandtaucher in die Tiefe. 16 Meter unter der Wasseroberfläche legt er sich auf den Grund.

Die beiden Matrosen stürzen zu den Handpumpen. Was die Arme hergeben, lenzen sie.

Durch den Kopf des Unteroffiziers aber jagen die Gedanken: „Wenn uns irgend etwas davor rettet, wie Läuse zwischen den eisernen Bordwänden zerquetscht zu werden, dann ist es das Wasser im Boot, denn es drückt mit der gleichen Kraft von innen wie von außen gegen die Wände. Die Luft kann nicht entweichen. Sie muß das Wasser zum Stillstand bringen." —

„Aufhören mit Pumpen!" ruft er, und als die Matrosen weitermachen, fällt er ihnen in den Arm.

„Aufhören, sofort aufhören."

Mit vor Todesangst geweiteten Augen blickt ihn der eine an.

„Sollen wir alle ersaufen?" brüllt er, zieht sein Messer und stürzt sich auf Bauer. Mit vorgehaltener Pistole wehrt sich dieser seines Lebens. Allmählich bringt er die beiden Matrosen zur Vernunft. Und seine Argumente bestätigen sich. Immer langsamer und dünner wird der ins Boot dringende Wasserstrom.

Fünf Stunden sind seit dem Unglück verstrichen. Die drei ahnen, daß von oben keine Hilfe mehr kommen wird. Da stemmt sich einer der Matrosen gegen das Einstiegluk — und mit Hilfe der stark zusammengepreßten Luft im Bootsinnern stößt er es auf. Einer ungeheuren Luftblase gleich schießt die komprimierte Luft aus dem

Boot, sie reißt die drei Unterwasserfahrer nacheinander durch die Einstiegluke nach oben.
Gerettet! Doch mit seinem Brandtaucher ist auch jede Hoffnung für ihn untergegangen, in diesem Deutschland jemals wieder Unterstützung für seine kühnen Pionierträume zu erhalten.

»U 3« auf Grund

„Tanks lenzen! – Schotten dicht! – Sicherheitsgewichte slippen!" – Die Kommandos von Kaleu Fischer überschlagen sich. Zu spät!
„U 3", Schulboot der kaiserlich-deutschen Flotte, neigt sich nach achtern, und immer schneller sinkt es mit dem Heck voran in die Tiefe.
Ein Gestänge des auf der Germaniawerft des Kanonenkönigs Krupp gebauten Unterseebootes hat sich festgefressen, und „U 3" tauchte mit nicht völlig verschlossenem achteren Ventilationsmast. 20 Tonnen Wasser flossen unbemerkt in die Bilge des Maschinenraumes.
Ein Stoß erschüttert das Boot. Das Heck ist auf den Grund geprallt. Mit emporgerecktem Bug liegt es auf dem Boden der Heikendorfer Bucht fest. Es ist der 17. Januar 1911. Die Borduhren zeigen 10 Uhr.
Stunden nervenzerreibenden Wartens vergehen.
„Wollen die uns denn überhaupt nicht 'rausholen", bricht es aus Heizer Engelke hervor, „die müssen doch unsere Signalboje gefunden haben!"
Iven, der Leitende Ingenieur, versucht die Männer zu beruhigen. Er verschweigt ihnen, daß das U-Boot-Hebeschiff „Vulkan" zur Reparatur in der Werft liegt. Ob sie es in der nötigen Zeit einsatzklar bekommen? Sonst bliebe nur der „Lange Heinrich", der Schwimmkran, und der hat nur 150 t Tragfähigkeit.
Die Luft wird immer schlechter . . .
Dumpfe Schläge ertönen an der Bordwand. Morsezeichen! Die Bergung beginnt. Ein leichter Ruck läßt „U 3" erzittern. „Sie haben uns! Es geht hoch!" Die Männer umarmen sich.
Da stürzen sie plötzlich übereinander. Das Boot neigt sich. Entsetzte Schreie: „Gerissen!" – „Wir sinken wieder!"
Zwölf Stunden sind die Achtundzwanzig schon eingeschlossen. Sie leben von der Preßluft des Torpedos.
Auf die Klopfzeichen der Taucher draußen reagiert keiner mehr. Die Gehirne sind nicht mehr in der Lage zu erkennen, daß nunmehr nur das Vorschiff angeheißt wird, um die Torpedorohre freizubekommen. Keiner begreift mehr, daß die Rettung da ist. Nur einem dämmert es noch, daß die zwei Schüsse Sprengungen sind, mit der die Mündungsklappe des Torpedorohres geöffnet wurde. Er rafft sich auf, taumelt zum Torpedorohr, legt den Hebel zurück, und durch die Schräglage des Bootes öffnet sich die Bodenklappe von selbst zur Hälfte. Einer nach dem anderen wird an Tauen durch das 45 cm enge Torpedorohr nach außen gezogen.
Für den Kommandanten, den Wachoffizier und den Rudergänger kommt die Hilfe zu spät.
Einige Monate später referiert in Kiel ein gewisser Fregattenkapitän Milchelsen über U-Boot-Unglücke im allgemeinen und das „U-3"-Unglück im besonderen. Von 1903 bis 1909 seien bei allen in Betracht kommenden Marinen 208 Personen in und auf U-Booten ums Leben gekommen, und er kommt kühl rechnend zu der Schlußfolgerung: „. . . d. h. also 26 Personen jährlich . . . also eine keineswegs erschreckende Ziffer."

Die »Thetis« ist nicht mehr

Seit Stunden tasten die Scheinwerfer des Zerstörers „Brazen" die Wellen der Liverpool-Bucht ab. Nichts zeigt sich, was Anhalt geben könnte, wo die „Thetis" gesunken ist.
Gestern, Donnerstag, dem 1. Juni 1939, war das bei Dammel Laird gebaute U-Boot zu einer Probefahrt ausgelaufen, nur begleitet von einem Werftschlepper. 13.40 Uhr war es getaucht. Der Schlepper war auf dem festgelegten Kurs weitergedampft. Als die „Thetis" nach den vorgesehenen drei Stunden nicht wieder aufgetaucht war, hatte der Marine-Offizier auf dem Schlepper den „Brazen" alarmiert.
Die Dämmerung geht in das Morgenlicht des 2. Juni über. „Steuerbords voraus wrackähnlicher Gegenstand!" kommt die Meldung. – Fast sechs Meter ragt das Heck eines U-Bootes aus dem Wasser – die „Thetis"! Gefunden!
Ein Funkspruch durcheilt den Äther, führt die Rettungskräfte zur Unglücksstelle. Es ist 07.45 Uhr.
Kurze Zeit darauf treiben zwei Männer mit Davis-Rettungsgeräten auf den Wellen. Boote nehmen sie auf. Einer der beiden ist Kapitän Oram, Kommandeur der U-Boot-Flottille. Als er durch die Rettungskammer ausstieg, wußte er noch nicht, daß die „Thetis" bereits gefunden ist. Als lebende Boje wollte er die Lage des Unglücksschiffes markieren.
Von ihm erfährt der „Brazen"-Kommandant: „Der Verschluß eines Torpedorohres öffnete sich oder war bereits offen, als das U-Boot tauchte. Ehe die Schotts geschlossen werden konnten, liefen die beiden vorderen Abteilungen voll. Trotz des sofortigen Anblasens der Ballast-Tanks sank es ab und bohrte sich in 40 Meter Tiefe mit dem Bug in den Grund. Außer der normalen 53 Mann starken Besatzung waren noch 51 Personen an Bord der „Thetis" zugestiegen, Offiziere der vorgesetzten Stäbe und viel zu viel Werftpersonal.
Zwölf Unterwasser-Signalbomben werden geworfen, Aufforderung an die Eingeschlossenen, mit ihren Rettungsgeräten das Boot zu verlassen.
09.45 Uhr werden zwei Männer aufgefischt. Der eine von ihnen ist Frank Shaw, Angestellter der Werft. In fünf Minuten müßten die nächsten zwei auftauchen. Aber selbst nach einer halben Stunde ist noch kein weiteres Besatzungsmitglied der „Thetis" nach oben gekommen. –
Starke Strömung erschwert die nun einsetzenden Versuche, den U-Bootkörper zu heben. Unentschlossenheit und verspätete Entscheidungen kosten Stunden. Die Spezialisten scheuten sich bisher wegen des zweistündigen Wechsels von Ebbe und Flut, das Heck der „Thetis" aufzuschweißen. Endlich entschließen sie sich, es bei Eintritt der nächsten Ebbe doch zu versuchen.



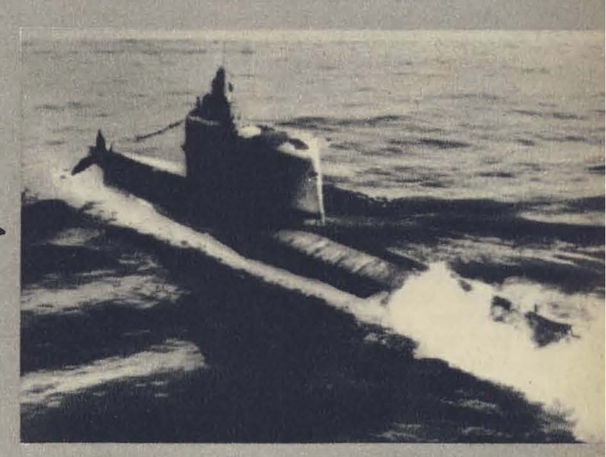
Während das gesunkene Atom-U-Boot „Thresher" noch Tauchversuche unternahm und mit technischen Havarien zu kämpfen hatte, waren sowjetische atomar betriebene Unterwasserschiffe auf Kreuzfahrten unter dem Eis der Arktis. Die „Leninski Komsomol" z. B. löste im vergangenen Winter Gefechtsaufgaben am Nordpol, die nie ein Schiff zuvor zu lösen vermochte.



Nicht nur die sowjetischen Atom-U-Boote stehen auf der Höhe ihrer Aufgaben. Die Ozean-U-Boote, die mittleren und Klein-U-Boote lassen wie ihre großen Schwesternschiffe in bezug auf Funktionstüchtigkeit und Sicherheit keinen Zweifel offen. Bei Übungen mit Raketenwaffen erwiesen sie sich als zuverlässige Kampfmittel der Seekriegsführung.

Funktionstüchtigkeit ist Trumpf

Feuer an Bord, wie es bereits bei der „Nautilus" ▶ geschah, Störungen im Preßluftsystem wie an der „Thresher", Mängel am Reaktor bei anderen amerikanischen Atom-U-Booten, verkehrt eingebaute Ventile u. a. technische Unzulänglichkeiten sind den sowjetischen U-Boot-Kommandanten fremd. Ihre Boote werden frei von Rüstungswahn und Hysterie gebaut. Von Arbeitern, Technikern und Ingenieuren, die ihrer Flotte die besten Schiffe und Boote als gerade gut genug geben.



Aber um 20 Uhr Ortszeit muß die britische Admiralität bekanntgeben: „Das Heck der ‚Thetis' ist entgegen den Erwartungen nicht wieder aufgetaucht, auch als die Ebbe gegen 6 Uhr (19.00 Uhr MEZ, M. K.) einsetzte.

200 sm ostwärts Boston

Die größte Katastrophe in der Geschichte des U-Bootes brachte der 10. April 1963. An diesem Tag versank im Atlantik, 200 Seemeilen ostwärts von Boston, das amerikanische Atom-Unterseeboot „Thresher" in eine Tiefe von 2560 Metern. Unvorstellbar hoher Wasserdruck zerdrückte das Schiff und mit ihm die 129 Mann Besatzung. Ob die Ursachen dieser Katastrophe jemals aufgeklärt werden können, ist fraglich.

Die Zeugenaussagen vor dem Marine-Untersuchungsausschuß in Portsmouth (USA) erhärteten aber immer mehr die Annahme, daß entweder ein Leck oder das Versagen des Preßluftsystems zum Anblasen der Tauchtanks oder beides zusammen die Katastrophe herbeiführten. Schon 1962 hatte der damalige Kommandant der „Thresher", Fregattenkapitän Axene, Schwierigkeiten bei Tauchversuchen gehabt. Im Frühjahr dieses Jahres wurden Fehler in der elektronischen Kontrollausrüstung und den Belüftungsanlagen festgestellt. Am 25. März 1963 mußte der „Thresher"-Kommandant, Korvettenkapitän Harvey, eine Fahrt abbrechen, weil die Preßluftanlage gestört war.

Obwohl alle diese und andere ernste Mängel bekannt waren, wurde die „Thresher" zu einem neuen Tieftauchversuch ausgesandt.

129 Seeleute der „Thresher" wurden das Opfer skrupelloser Profitgier und hysterischer Rüstungspolitik, die bedenkenlos unausgereifte Waffen in Dienst stellt.

Deckname: Birke

(Fortsetzung von Seite 12)

‚Was verstehen Sie denn von Ehre?' lachte der Flieger höhnisch auf. Ich übersetzte. Den General brachte das nicht aus der Fassung. Er runzelte nur einen Augenblick die Stirn und fragte dann:

‚Hat man Sie schlecht behandelt? Weshalb sind Sie so gereizt? Sind Sie mit der Pflege oder mit der ärztlichen Betreuung unzufrieden? Sagen Sie es mir bitte, ich werde sofort alles Nötige veranlassen. Ein Held bleibt bei uns in jedem Fall ein Held.'

‚Fragen Sie ihn, was er von mir will', antwortete der Flieger müde.

Der General begann die Geduld zu verlieren: ‚Sagen Sie ihm, zum Teufel, er habe eine gute Chance. Eine geringfügige Information über die Luftwaffeneinheiten, von der keiner seiner Landsleute etwas erfährt – und ein angenehmes, ruhiges Leben bis Kriegsende in einem der schönsten Kurorte Europas – Nizza, Baden-Baden, Bad Wildungen, Karlsbad – wartet auf ihn.'

Ich übersetzte.

Der Flieger brach in Gelächter aus:

‚Sagen Sie dem General, er sei offensichtlich ein würdiges Geschöpf seines Führers.'

Ich fand nicht gleich den deutschen Ausdruck für ‚Geschöpf', und übersetzte den Ausdruck daher mit Schüler. Zu meiner Verwunderung begann dieser selbstzufriedene Hohlkopf plötzlich zu strahlen.

Und er fragte: Der Oberleutnant, der eben bewiesen habe, daß er geistig weit über der Masse seiner Landsleute stehe, möge ihm doch sagen, weshalb die Russen so hoffnungslos stur seien, weshalb sie beim Rückzug sogar ihre Häuser niederbrennen, weshalb sie sich in den besetzten Gebieten nicht dem Sieger fügen, sondern weiterkämpfen und dadurch Vergeltungsmaßnahmen, Strafen heraufbeschwören, weshalb sie es vorziehen zu sterben, ohne etwas zu verraten, obgleich auch einem Dummkopf klar sei, daß sie den Krieg verloren haben. Wozu das alles?

Ich übersetzte dem Flieger die Frage.

‚Trottel', warf ihm dieser ins Gesicht. ‚Weil wir Sowjetmenschen sind, weil wir aus anderem Holz geschnitzt sind als diese Bande.'

Der General geriet in Wut. Er sprang auf, fluchte unflätig und sagte etwas wie ‚Perlen vor die Säue werfen'. Der Oberleutnant sei ein dummes, stumpfsinniges Vieh, er vergelte die ritterliche Behandlung und Pflege mit Undank.

‚Ich dachte, diese Pflege stehe mir nach den internationalen Abkommen über die Betreuung der Verwundeten zu', entgegnete der Flieger. ‚Abkommen! Ha, ha! Wir werden unser deutsches Verbandszeug für russische Schweine opfern, von denen wir nichts haben als den Gestank!' Der General brüllte, stampfte mit den Füßen. Als ich die Worte des Generals übersetzt hatte, richtete sich der Verwundete auf, zerschlug mit den Fäusten den Gips, in dem seine Beine lagen, und begann die Mullbinden von Kopf und Hals zu reißen. Blut überströmte sein Gesicht. ‚Ich brauche das Mitleid von Faschisten nicht!' keuchte er.

‚Dreckige Fanatiker, Barbaren, Zulukaffern des Nordens!' schrie der General.

Plötzlich prallte er zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen – der Flieger hatte ihm seinen blutigen Speichel in die Augen gespien. Alle drei warfen sich nun auf ihn und begannen ihn wahllos mit den Fäusten zu bearbeiten. Der Verwundete wehrte sich brüllend, er war noch stark, und die Wut verzehnfachte seine Kräfte. Auf der Bahre sitzend, blutüberströmt, schlug er auf sie ein, und sie konnten ihn nicht überwältigen.

Ich stand daneben. Verstehen Sie, ich mußte zusehen, wie die Bestien diesen herrlichen, stolzen Menschen, den besten, dem ich in meinem Leben je begegnet bin, zerfleischten. Alles in mir trieb mich, ihm zu helfen oder wenigstens mit ihm zu sterben. Ich fürchtete den Tod nicht. Nein! Aber ich stand auf Posten, hatte eine Aufgabe zu erfüllen und wußte, daß gerade jetzt, unmittelbar vor unserer Offensive, meine Arbeit hier besonders notwendig war, daß ich mich deshalb nicht preisgeben durfte. Mich preiszugeben, zu sterben, indem ich ihm beistand, wäre Verrat gewesen, hätte einen schweren Schlag für unsere Sache bedeutet. Was auch kommen mochte, der Informationsdienst durfte nicht unterbrochen werden, damit Sie hier, in der Armee, wußten, was die Faschisten für Pläne und Absichten hatten.

An diesem Tag vollbrachte ich meine einzige wirkliche Heldentat. Ich gab keinen Laut von mir, krampfte mich am Sessel fest, daß ich später blutunterlaufene Nägel hatte, und prägte mir alles genau ein. Vor meinen Augen erschlugen sie ihn. Und dieser unbekannte, wunderbare Mensch kämpfte bis zum letzten Atemzug. Die ganze Zelle war mit seinem Blut bespritzt. Aber ich erwies mich in dieser Stunde seiner würdig, ich verriet mich nicht.

Er wird mir immer vor Augen bleiben – so stark, so tapfer, so schön! . . ."

Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und begann zu weinen, am ganzen Körper zitternd und bebend, wie eine junge Birke unter den wütenden Stößen des Herbstwindes. Ihre Frisur löste sich, die Nadeln fielen zu Boden, das wellige kastanienbraune Haar legte sich über das grobe Tuch des Soldatenmantels, und eine breite schlohweiße Strähne wurde darin sichtbar.

Unvermittelt beruhigte sie sich. Sie trocknete die Tränen, ordnete das Haar, steckte es auf und lächelte bitter.

„Die Nerven . . . Nichts zu machen, ich muß ausspannen . . . Ich bekomme Urlaub."

„Und dann?"

„Wieder dorthin, der Krieg ist ja noch nicht zu Ende."

Ihr zartes Gesicht wurde schroff, verschlossen und schien plötzlich um zehn Jahre gealtert.

„Dorthin? Nach alldem?"

„Er hat damals gesagt: ‚Wir sind Sowjetmenschen.' Das ist sein Vermächtnis. Ich habe es mir fürs ganze Leben eingeprägt." *(gekürzt)*



Signal auf ROT

Sie hatte sich
ein Zelt bestellt
und eine Weisung
zum Gebrauch,
jetzt hat sie
Stangen aufgestellt,
und einen Hammer
hat sie auch.

Doch ihre kleine
Eigenwelt
ist vorerst
graue Theorie . . .
Es fehlt zum Bau
vom Eigenzelt
das polytechnische
Genie.

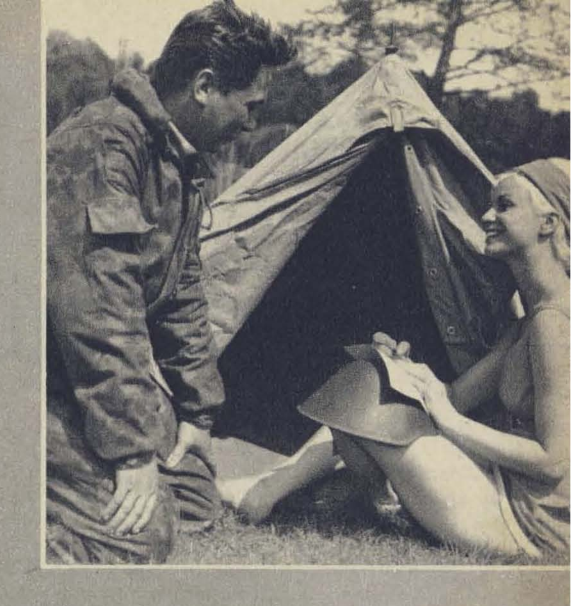
So sitzt sie ratlos
auf dem Po
und hofft
auf irgendeinen ER . . .
Der kommt vielleicht
von irgendwo . . .
Momentchen mal –
da ist doch wer!

„Verzeihn Sie bitte,
Herr Soldat . . .
Verzeihn Sie
die Verwegenheit . . .
Ich hätte gerne
Ihren Rat.
Ich bin so
in Verlegenheit . . .“

Verlegen sieht
die Bademaus,
die ihn so plötzlich
konsultiert,
ja nun
an keiner Stelle aus . . .
Doch fragt er: wo? –
Sie reguliert.

Signal auf ROT –
Gesperrt ist hier!
Das GELB zeigt dann
die Richtung an
zu Zelt und Boot
und Nachtquartier,
das nur als Rohbau
gelten kann.





Die junge Dame
weist ihn ein . . .
Bald steht das Zelt,
sehr maßgerecht.
Von fester Hand
galant gespannt,
wird es wohl manchem
Spaß gerecht.

Doch Dienst ist Dienst
und Spaß ist Spaß. –
Er muß zurück
zum Knotenpunkt . . .
Noch einmal nimmt sie
Augenmaß
und merkt entzückt
beglückt: Es funkt!

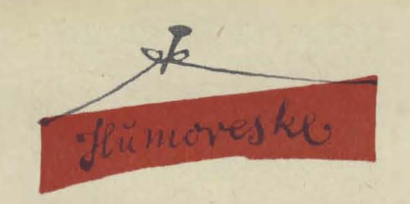
Auf einen Zettel
schreibt sie: Du –
ich habe Urlaub.
Kommst Du mal?
Ich schließe nicht
die Zelttür zu,
obwohl mir Mutti
das empfahl . . .

Und wenn Du abends
Ausgang hast,
denk an den Zeltplatz
Nummer zehn . . .
Du bist mein liebster
Urlaubsgast.
Ich danke Dir.
Auf Wiedersehn!

K Sex

(Ein Meisterstück
von Sex-Komplex,
was sich K Sex
da ausgedacht,
ein wohlgebautes
Wunschgewächs . . .
Dieweil ein Posten
Posten steht
und nicht
zu einer Dame geht,
der er das Bett macht.
Gute Nacht!)





Ede nimmt das Gas weg

von Gerhard Berchert

Mit kräftigem Brummen brauste der LKW über die Autobahn. Soldat Eduard König, von den Genossen kurz Raketen-Ede genannt, beobachtete versonnen das Spiel der Tachometernadel. Sie zeigte auf neunzig. Na ja, eigentlich fuhr er zu schnell. Doch das kam, weil er wieder an die Zeit denken mußte, da er noch nicht Soldat war – und diese Erinnerung legte sich ihm nicht nur auf die Seele, sondern auch auf den Fuß am Gaspedal. Ja, damals, so dachte er – es vergingen seitdem zwar erst knapp acht Monate –, damals, das waren noch Zeiten. Er, der sich den Töchtern des Landes stets nur als König Eduard vorzustellen pflegte, war damals wirklich noch ein kleiner König gewesen. Mit seinem Dumper beherrschte er die Straße nebst anliegenden Randgebieten, und zuweilen okkupierte er auch eine frisch angelegte Rasenfläche, in ihr tiefe Spuren seiner starken Persönlichkeit hinterlassend. Er fühlte sich frei und fuhr, um mit seinen Worten zu reden, bei der Bau-Union eine dufte Knallbrumme. Was war er doch für ein Kerl gewesen. Mit nachsichtiger Verachtung hatte er auf seine Kollegen LKW-Fahrer herabgesehen, die zumeist brav und bieder mit ihren, von ihm so getauften langsamen Rollkähnen vorsichtig die zahlreichen Klippen der Straßenverkehrsordnung umschifften. Ihm kam es mehr auf Millimeterarbeit an. Sein Motto hieß: Hart heranfahren und scharf bremsen!

Hochauf jauchzte beispielsweise sein Herz, wenn eine zarte Jungfrau zitternd vor dem aus allen Bremstrommeln quietschenden Dumper stand und auf Ede starrte – erschreckt aber auch verschämt, da ja der scharfe Fahrtwind der herandonnernden Höllenkutsche zugleich ein wenig das duftige Röcklein lüftete. Manche seiner Untertanen, gewöhnliche Straßenpassanten, gemeinhin auch Fußgänger genannt, räsonierten da wohl zuweilen und bezeichneten König Ede als roh und herzlos. Doch er bewies ihnen, daß er Kavalier war. Mit vollendeter Grandezza schwang er sich in solchen Fällen vom Sitz, um dem noch immer verstörten Mädchen galant zu sagen:

„Na, Puppe, jetzt is' woll der Schlüpper naß, wa? Macht nischt – bis zur Hochzeit trocknet a wieda!"

Einmal hatte ihn allerdings sein Spezialfeind, der Paule von der FDJ-Leitung, bei solchem Tun erwischt und ihm gehörig die Meinung gegeigt. Doch glücklicherweise kam der, weil er sich freiwillig gemeldet hatte, gleich darauf zur Armee, ehe er Ede im Betrieb ernsthafte Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Ede atmete auf und vervollständigte in Ruhe seine Sammlung; denn er hatte inzwischen begonnen, mit den Federn der von ihm auf den Landstraßen erlegten Hühner, Enten und Gänse eine Ecke seines Zimmers auszuschmücken.

Es war eine schöne Zeit, denkt Soldat König bei dieser Erinnerung und blickt etwas wehmütig über das blanke Betonband der Autobahn, auf dem sich allerdings weit und breit kein gefiedertes Jagdobjekt sehen läßt. Na ja, jetzt könnte er sich solche Späße auch gar nicht mehr leisten. Wie ein Blitzschlag hatte ihn deshalb auch die Einberufung zur Nationalen Volksarmee getroffen. Ede war starr vor Staunen und verstand die Welt nicht mehr. Er, der sich in seinem kleinen Reich für unersetzlich gehalten hatte, sollte plötzlich abdanken? Schmerzerfüllt nahm er von



seinem rollenden Thron Abschied und packte den Koffer. Doch das Schicksal. diesmal in Gestalt eines Vorgesetzten, der Edes besondere Qualitäten noch nicht kannte, streckte ihm versöhnlich die Hand entgegen: „Soldat König, Sie kommen als Kraftfahrer in den Transportzug!"
„Einverstanden!" meinte Ede — zwar nicht in der vorgeschriebenen militärischen Form, aber doch ehrlichen Herzens. Nur, als er vernahm, daß er vorher noch zur Umschulung einen Lehrgang besuchen müsse, maulte er verhalten: „Wat denn? Lehrgang? Für mich? — Wenn ihr'n lieben Jott einzieht, dann muß der wohl ooch erst zur Pastorstunde, den Katechismus lernen?" Das sagte er vorsichtshalber allerdings erst, nachdem er das Zimmer des Vorgesetzten bereits verlassen hatte.
Auf dem Lehrgang verbrauchte Ede dann neben der vorgesehenen Menge Kraftstoff ein Getriebe, zwei Reifen und drei Ausbilder. Doch da das auch für ihn einen bedeutenden Verschleiß an Kraft und Nerven mit sich brachte, wurde er gleichzeitig etwas ruhiger. Und als man ihn in den Transportzug versetzte, machte er sogar schon einen gewissen soldatischen Eindruck. Leider allerdings vorerst nur in seinem Äußeren, so daß das nächste halbe Jahr für ihn zu einer Zeit wurde, von der er später nur bescheiden zu sagen pflegte, daß er sich fundamentale Kenntnisse beim Absolvieren der Disziplinarordnung erwarb. Am Ende dieser Etappe wurden seinem Zugführer das Versetzungsgesuch sowie ein längerer Kuraufenthalt genehmigt. Ede meinte dazu verständnisvoll: „Der Mann hat sich wirklich mal ein bißchen Ruhe verdient."
Aber auch er hatte einiges von seiner überschüssigen Energie eingebüßt. Nur den Geschwindigkeitsfimmel, den war er noch nicht los. Dann kam, es war jetzt erst wenige Wochen her, der neue Zugführer und Ede erstarrte. Es war Paule von der Bau-Union. Doch auch Paule wurde blaß, als er Ede erkannte. Umgehend besorgte er sich dessen Kaderunterlagen sowie die Versammlungsprotokolle der FDJ-Organisation und begriff nach eingehendem Studium, daß auch ihm das Schicksal seines Vorgängers drohte, wenn er nicht sofort und entschlossen handeln würde.
„Genosse König, ich kenne Sie von früher als erfahrenen Kraftfahrer und habe Vertrauen zu Ihnen", sagte er nach drei zergrübelten Nächten und einem längeren Gespräch mit dem Werkstattleiter zu dem verblüfften Ede. „Wir kriegen aus der Werkstatt einen generalüberholten LKW zurück. Den sollen Sie künftig fahren, weil ich denke, daß ich mich auf Sie verlassen kann!"
Wie benommen ging Ede hinaus, dann stutzte er. Wenn der mich zur Abwechslung uff die Süße packen will, dann soll er sich wundern, dachte er und griente still in sich hinein. Klar, der neue Wagen wird erst schön langsam und vorschriftsmäßig eingefahren, das ist Ehrensache. Aber dann geht es los! Doch obwohl sich Raketen-Ede alle Mühe gab, seinem Spitznamen gerecht zu werden, liefen kaum noch Beschwerden über ihn ein, und die Vorgesetzten waren gleichbleibend freundlich zu ihm. Ede verstand das nicht, und auch jetzt wunderte er sich wieder darüber, als er mit seinen Gedanken bei diesem Punkt angelangt war. Was mochte nur dahinter stecken?
Es war ihm verborgen geblieben, daß auch sein Zugführer nach jenem denkwürdigen Gespräch zufrieden gelächelt hatte. Soll doch Raketen-Ede künftig wie gewohnt über die Landstraßen donnern, ging es Paule damals durch den Kopf. Wenn sein Tacho 80 km/h anzeigte, dann würde der Wagen gerade 60 Kilometer in der Stunde machen — das hatte ihm der Werkstattleiter in die Hand versprochen. Und Ede, der sich sowieso erst an das neue Fahrzeug gewöhnen mußte, weil er vorher einen anderen Typ gefahren hatte, war nicht auf den Schwindel gekommen. Nur eines machte dem Zugführer noch Sorgen: Er hatte Ede zwar überlistet, aber noch nicht kuriert. Was



Illustrationen: Harri Parschau

sollte werden, wenn der mal einen anderen Wagen fahren müßte?
Von all dem ahnte König Eduard nichts. Grübelnd blickte er auf die Fahrbahn, dann wieder in den Rückspiegel. Ein winziger Punkt tauchte darin auf, wurde schnell größer. Ein Kradfahrer. Jetzt überholte er. Ede fuhr zusammen. Das war ja Paule, sein Zugführer. Und auf dem Sozius Marion, Paules Braut. Richtig, die hatten ja ab heute Urlaub. Ede wurde plötzlich lebendig. Marion war eine dufte Biene. Paul hatte ihn mal im Kino mit ihr bekanntgemacht. Na, der wollte er mal zeigen, was ein richtiger Kraftfahrer aus seiner Kiste 'rausholte. Ede hupte was das Zeug hielt und brauste winkend, mit Vollgas an den beiden vorüber. Marion lachte, winkte zurück, während Paule auf den Tacho wies und drohend die Faust zeigte.
Ede triumphierte. Doch da zog Paule auch schon mit seiner Maschine an ihm vorbei und verschwand um die nächste Biegung.
Ede kochte vor Wut. Hundert Sachen zeigte sein

Anekdotisches

Deshalb

Orientierungsfahrt eines Offizierslehrganges durch Thüringen. Einen Einheimischen darf ich hier nicht nehmen, überlegt der Lehrer und überträgt die Orientierung einem Hauptmann von der Insel Rügen, der diese Aufgabe meisterhaft löst.
„Woher wissen Sie das?" — „Von der Karte." Minuten später flammt in einer breiten Fensterfront in Elgersburg Licht auf. „Jetzt machen die Kurgäste auf der Elgersburg Abendbrot", bemerkt der Hauptmann.
„Woher wissen Sie das nur? Kennen Sie diese Gegend?"
„Jawohl, Genosse Major", schmunzelt der Hauptmann. „Ich habe zwölf Jahre in Elgersburg gewohnt."

Peinlich

Alarm! Nachts! Stabsgefreiter Klügel hat als Melder die außerhalb der Dienststelle wohnenden Genossen zu wecken. An einem Haus findet er nicht gleich die Klingel, deshalb klopft er am Fenster. Eine Frau im Nachthemd erscheint und fragt, was es denn gäbe.
„Ist Ihr Mann zu Hause?" fragt Klügel pflichtbewußt. Worauf die Dame ihm zunächst völlig unverständlich, um Hilfe schreit und das Fenster schließt.

Vignetten: Parschau

Der Fender

„Na, Seemann, paar Tage Urlaub? Ich kenne das. Bin früher selbst zur See gefahren. Harter Dienst an Bord, was?"
„Ja, das stimmt", antwortet der Matrose und fügt hinzu, um die Echtheit des „alten Fahrensmannes" zu prüfen. „Wir haben momentan ganz schön zu tun. Läuft uns doch das Wasser aus der Bilge immer auf die Back."
„Das war bei uns auch schon so. Da kann man nichts machen."
Der Matrose hatte Mühe, nicht laut aufzulachen. „Wie lange sind Sie denn gefahren", fragt er ernsten Tones weiter.
„Zwölf Jahre, eine lange Zeit. Um die ganze Welt."
„Und als was?"
„Als F . . . . na, wie hieß das gleich?"
„Als Fender?"
„Ja, ja", antwortete der „Ex-Seemann" eilfertig, „als Fender."

(Bilge = unterster Raum eines Schiffes; Back = Oberdeck; Fender = Polster zum Schutz der Außenhaut eines Schiffes beim Anlegen)

Tacho — der andere mußte also glatte hundertzwanzig gefahren sein. Na, der soll mich noch mal belehren, dachte er und knirschte mit den Zähnen. Fährt selber wie eine gesengte Sau über die Autobahn und will mir Vorschriften machen.

In der Ferne tauchte ein blaues Schild mit einem weißen „P" auf. Laut kreischend protestierten die Bremsen, als Ede mit einem Ruck auf dem Parkplatz anhielt. Noch immer wütend, warf er sich in das dichte Gras neben der Straße. Achtlos wanderte dabei sein Blick über ein ebenfalls auf dem Parkplatz abgestelltes Krad, ohne das dahinter auf dem Rasen lagernde Pärchen zu bemerken.

Ede erwachte durch einen stechenden Schmerz am Kopf. Erschrocken richtete er sich auf, doch er konnte nichts sehen. Es war ihm, als ob er eine Binde vor den Augen hätte.

„Was ist los?" brüllte er und griff mit den Händen ins Leere.

„Er ist wieder zu sich gekommen", lispelte eine zarte Engelsstimme, die nur Marion gehören konnte. Und dann erkannte er auch Paules kräftiges Organ:

„Ruhig bleiben, Genosse König! Sie haben bei überhöhter Geschwindigkeit zu scharf gebremst und sind aus dem Wagen geschleudert worden. Ich mußte Ihnen einen Kopfverband anlegen."
„Aus dem Wagen geschleudert?" fragte Ede erstaunt. „Aber ich bin doch normal ausgestiegen?"
„Der Arme! Seine Sinne haben sich verwirrt", hörte er da Marions betörende Stimme mitleidig sagen. Dann strich ihm eine zarte Hand ganz sacht über die Wange, als hätte sie Angst, ihm weh zu tun. Stöhnend faßte sich Ede an die noch immer heftig schmerzende Stirn. Zum ersten Mal, soweit er zurückdenken konnte, traten ihm Tränen in die Augen.

„Und der Wagen?" fragte er mit bebenden Lippen. „Was ist mit dem?"

„Nur Blechschaden", knurrte Paule. „Muß natürlich sofort in die Werkstatt!" Betrübt nickte Ede mit seinem fast bis zur Nasenspitze umwickelten Kopf.

„Bist du mir sehr böse, Paule?" flüsterte er. „Diesmal tut es mir wirklich leid. Ob ich wohl sterben muß?"

Ede hörte Marion seltsam trocken schluchzen. Paul schwieg. Dann sagte er:

„Ede, du wirst bald wieder gesund werden. Du wirst auch wieder fahren, obwohl du mein Vertrauen mißbraucht hast. Ich will sogar darauf verzichten, des heutigen Vorfalls wegen ein Faß aufzumachen — wenn du mir versprichst, endgültig vernünftig zu werden."

„Ich verspreche es!" sagte Ede gerührt, und tiefe Dankbarkeit durchflutete ihn.

Willig ließ er sich zum Wagen führen, und geduldig hielt er still, als ihm im Krankenrevier der Verband erneuert wurde. Dabei bemerkte er gar nicht, wie der Sanitäter, nach ein paar geflüsterten Worten von Paul, augenzwinkernd jene scharfzackige Kronenmutter entfernte, die ihm unter dem straff angezogenen Kopfverband so heftige Schmerzen verursacht hatte.

Raketen-Ede war kuriert. Und da er nie wieder schneller gefahren ist, lebt er noch heute.



SOLDAT KARL-HEINZ VICENT war nur ein winziger Punkt inmitten der 1300 braungebrannten Armeesportler, die auf dem satten Grün des Leipziger Zentralstadions die Sportschauübung der ASV Vorwärts den 100 000 begeisterten Zuschauern darboten. Doch wie auf seinen vielen Neben- und Vordermännern lastete auch auf ihm in diesen spannungsgeladenen Minuten eine nicht geringe Verantwortung. Sie offerierten vor Tausenden im Oval und Hunderttausenden an den Fernsehbildschirmen mit dieser Turnfestsportschau Elemente ihrer Ausbildung und kündeten von deren hohem Stand. Der 24jährige Karl-Heinz hatte sich, wie alle seine Genossen, in ungezählten, so manchen Schweißtropfen kostenden Trainingsstunden auf dieses Mammutereignis vorbereitet. Er brachte gleich von Hause aus einige handfeste Voraussetzungen dafür mit: In Karl-Marx-Stadt hatte er den Sportlehrerberuf erlernt, und in der Elbestadt Dresden übte er ihn einige Jahre lang aus. Als er im Herbst vorigen Jahres als Wehrpflichtiger den Militärdienst in Marienberg aufnahm, frohlockte im stillen sein Kompaniechef Hauptmann Hoheisel und hoffte auf eine Sportarbeit, die bald das Prädikat „ausgezeichnet" verdienen würde. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Der frischgebackene Soldat kniete sich als neuer Sportgruppenorganisator in seine Freizeitarbeit, die überall Lob fand. Und so war es auch ganz selbstverständlich, daß er es war, der den I. Sportschaukomplex mit viel Liebe und Geduld in seiner Einheit einstudieren half. „Sie ist sehr schwierig, diese Übung", kommentierte er damals als Fachmann, „sie verlangt hohen körperlichen Einsatz. Ich bin von ihr begeistert, weil sie ein großes Maß an Tempo verlangt." Sechs Wochen verbrachte er wie die 1300 im Trainingslager. Bis dann die Leipziger Turnfestfanfare ihn und alle Soldaten und Offiziere dieser Zeltstadt in das Stadion rief. Aber das haben Sie ja gewiß miterlebt . . .

Dürfen wir vorstellen...



OBERFELDWEBEL GÜNTER HOFFMANN schlägt selten eine Bitte in den Wind. 1961 war's, da wurde er bei einer DDR-Rundfahrtetappe mitten in einem kleinen Ort von Defekt betroffen. Während er hilfesuchend auf den Materialwagen wartete, umringten ihn so an die zehn Steppkes, bedauerten ihn, und einer schob ihm Block und Bleistift hin. Hinten war schon das Mechanikerfahrzeug zu sehen, da kritzelte Günter noch sein Autogramm auf den Zettel. „Was sollte ich tun", meinte er später, „ich konnte den Kleinen doch nicht enttäuschen . . ." Diese Rundfahrt übrigens war es, die ihm seinen ersten großen Erfolg als Straßenfahrer bescherte. Als er den Zielstrich der letzten Etappe überquerte, trug er das weiße Trikot, sichtbares Zeichen des besten DDR-Nachwuchsfahrers. Bei der Gesamtsiegerehrung schüttelte der Sieger Täve Schur dem tapferen ASK-Sportler noch einmal herzlich die Hände. Ein Jahr zuvor noch bezwang Günter Hoffmann als Querfeldeinfahrer mit geschultertem Rad so manche mörderische Steigung. Mit bewundernswertem Können: In Erfurt brachte er's zum Meister der befreundeten Armeen! Mit dem ihm eigenen Ehrgeiz arbeitete er im Leipziger Klub auch als Straßenfahrer an sich. Täve nachzueifern, hatte er sich zum Ziel gesetzt. Und in der vorjährigen Saison, von vielen Radsportanhängern vielleicht gar nicht so beachtet, eilte der 24 Jahre alte Tischler aus Finsterwalde von Erfolg zu Erfolg. Nie reichte es bei einem Rennen auch nur zu einem einzigen Sieg. Doch summierten sich zweite, dritte, vierte Plätze, errungen gegen klangvolle Namen wie Weißleder, Ampler, Appler, Schur. Als dann am Jahresende der Radsportverband Bilanz zog, stand auf der Liste der DDR-besten Radsportler der Name Günter Hoffmann an erster Stelle. Das Erfolgsrezept? „Es liegt am Fahrer selbst, hartes Training, ein bißchen Überlegung, ein guter Lebenswandel, auf vieles verzichten . . ."

»Mir hat's gereicht!«

Eindrücke und Einsichten des in die DDR geflüchteten Gefreiten der Bundeswehr Josef Ziegler aus seiner Dienstzeit

Willst du gesund leben? Willst du etwas werden? Dann melde dich freiwillig zur Bundeswehr! Regelmäßige Beförderungen und hohen Sold! Qualifizierungs- und Aufstiegsmöglichkeiten in fast allen technischen Berufen! Biete etwas und wir bieten dir etwas!

Rattenfängermelodien

Tagtäglich schreit es in dieser Tonart von den Anschlagsäulen in der Bundesrepublik; und ich, Josef Ziegler, gelernter Schachtbauer bei der Firma Fröhlich & Glüpfel und tätig in der Grube Maybach bei Saarbrücken, kam jeden Tag aus der Knochenmühle todmüde und ausgelaugt nach Hause.

Schon oft war ich an dieser lockenden Reklame vorübergegangen, aber eines Abends schien es mir, als ob diese Plakate eigens für mich gerade neu aufgeklebt worden waren. – GESUND LEBEN! – Wollte ich das nicht auch? Ständig litt ich durch das herabtropfende schwefelhaltige Wasser an schmerzhaften Exzemen und lästigen allergischen Hautausschlägen, von der Grubenluft und der körperlichen Erschöpfung ganz zu schweigen. – HOHEN SOLD! – Na bitte! Zwar kam ich hier immerhin manche Woche auf über 4 DM in der Stunde, aber zog man mir nicht jeden Monat 230 DM für die Krankenversicherung, 80 DM für die Berufsgenossenschaft und 40 DM Lohnsteuern ab? – TECHNISCHE QUALIFIZIERUNG, BEFÖRDERUNG! – Das war doch was! Hier in diesem vermaledeiten Schacht würde ich ewig besserer Handlanger bleiben. Fröhlich & Glüpfel hätten mich für nicht ganz normal gehalten, wenn ich sie gebeten hätte, mir Gelegenheit zur Weiterbildung zu geben.

Anderntags stand mein Entschluß fest. Ich ging zu meinem Vater. Er schüttelte den Kopf. „Was ist denn in dich gefahren? Willst wohl dort feiner Pinkel werden? Bleib' du man bei deinem Leisten. Wer weiß, was dort auf dich zukommt. Außerdem bist du noch keine 21 Jahre alt und ich gebe meine Unterschrift nicht zu dieser Dummheit her." Ich bat, schimpfte, tobte. Er wollte nicht. Schließlich drohte ich ihm damit, ich würde sowieso auf Nimmerwiedersehen aus dem Hause gehen. Da sah er, daß ich nicht zu belehren war und unterschrieb die Einwilligungserklärung.

Vier Wochen später, mit dem 10. April 1961, war ich Bundeswehrsoldat. Nach weiteren vier Wochen dämmerte mir bereits, daß mein Vater wohl doch weitergesehen hatte als ich. Aber es mußten noch über zwei Jahre voller abstoßender Erlebnisse und bitterer Erfahrungen vergehen, bis ich aus dieser Einsicht die einzig richtige Konsequenz zog: Ich flüchtete aus der Bundeswehr und kam im Juni 1963 in die Deutsche Demokratische Republik.

Adenauer-Christen und Sadisten

Meine Vorgesetzten im 3. Panzer-Artillerie-Bataillon 135 in Wetzlar (Lahn) haben sich aber auch weidlich Mühe gegeben, um aus mir unpolitischem, gutgläubigem Bundesbürger einen hellhörigen und entschiedenen Gegner zu machen.

Der erste in dieser arroganten Gilde, der mir beibrachte, wie der Spruch der täglichen Rias-Gedenkminute – „Ich glaube an die Unantastbarkeit und Würde jedes einzelnen Menschen" – unter den Bedingungen der Bundeswehr zu verstehen ist, war ein gewisser Stabsunteroffizier Hahn. Seine Spezialität war es, uns Soldaten unter der ABC-Maske solange im Laufschritt zu jagen, bis der erste Soldat umfiel. Herr Hahn nannte das, hämisch grinsend, „etwas Bewegung verschaffen".

Überhaupt halten die Vorgesetzten in der Bundeswehr sehr viel von „Bewegung", sofern sie selbst nicht allzusehr davon betroffen werden. Ein Herr Unteroffizier Knaak zum Beispiel, Mitglied der Adenauer-CDU, ließ uns des öfteren unter dem Geschütz durchrobben, dessen lichte Höhe nur 40 cm betrug. Und er war es erst dann zufrieden, wenn die meisten von uns blutige Ellenbogen vorweisen konnten. Allerdings machte er dieses unchristliche Verhalten dann bußfertig wieder dadurch wett, daß er unter uns die Werbetrommel für den Eintritt in die Christlich-Demokratische Union rührte. Verständlicherweise konnten sich nur wenige Soldaten für eine Partei begeistern, die ihrem Mitglied Knaak er-

laubte, nach oben zu buckeln und nach unten zu treten. Aber das verdroß Unteroffizier Knaak nicht. Sein Ehrgeiz ging dann dahin, aus jenen – wenn schon nicht CDU-Anhänger – so doch wenigstens Gewichtheber zu machen. Er pflegte nämlich den Kanonieren die Handhabung der 80 Pfund schweren Übungsgeschosse nicht auf normale Art zu erklären, sondern ließ sie erst falsch zufassen, um ihnen dann als Sonderlektion zwölf oder fünfzehn Laufschrittrunden um das Geschütz zudiktieren zu können, mit dem Übungsgeschoß auf der Schulter versteht sich.

Ein schlechtes (N) Omen

Natürlich gibt es in so einer „demokratischen" Armee wie der Bundeswehr auch das Recht der Beschwerde. Als ich Greenhorn angesichts dessen mal derartiges meinen Kameraden gegenüber äußerte, sahen sie mich an, als ob ich vom Mond gefallen war. Einer, der es besonders gut mit mir meinte, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: „Wenn du Wert darauf legst, wochenlang nicht aus der Kaserne zu kommen, aber dafür ständig auf der Urlaubsliste fehlen willst, oder wenn du den Ehrgeiz hast, als Versuchskarnickel für besonders harte Ausbildungsmethoden zu dienen, dann geh zum Batteriechef."

Ich ließ damals die Finger davon, aber dafür erhielt ich ein Dutzend andere Gelegenheiten, um den tiefen Wahrheitsgehalt des alten lateinischen Sprichworts „Nomen est Omen"* zu erkennen. Unser Batteriechef hieß nämlich Krieger und wurde nicht müde zu erklären, daß er ein „alter Krieger" sei, der schon mit 20 Jahren als Oberleutnant die „Russen gejagt und zum Rückzug gezwungen" habe. Natürlich trug er stets sein EK 1, das Verwundetenabzeichen und andere Nazikriegsauszeichnungen. Ihm ging der Ruf voraus, bis jetzt noch jeden Soldaten oder sogar Unteroffizier durch allerhand Schikanen kleingekriegt oder aber strafversetzt zu haben, der eine Lippe gegen seine Art der Menschenführung riskiert hatte. Krieger war also ein Gesinnungsgenosse jenes strammen Kompaniechefs bei einer Ausbildungseinheit der Bundesluftwaffe, der sich neuen Soldaten mit den Worten vorzustellen pflegte: „Meine Herren, mein Name ist Eisen und ich bin auch so!" Vielleicht aber war sein inneres Vorbild auch der Typ jenes Offiziers bei einem Lehrgang für Nachschub-Unteroffiziere, der geäußert hatte: „Ihr könnt mit allem zu mir kommen, nur nicht mit einer Be-



* Name ist Vorbedeutung (soll heißen: Wie er heißt, so handelt er).



Für die Truppen des III. Korps und des WBK IV

Hemdsärmelig, plump, dreist - wie die Vagabunden

Verdummung!

Soldaten-Kurier Nr. 21 vom 1. November 1962.

Zahlreiche Zonen-Soldaten bitten jetzt um Lebensmittel ...
Da die Soldaten keine zusätzlichen Lebensmittel in der Kantine zu kaufen bekommen, haben sich in vielen Kompanien „Organisationstrupps“ gebildet. Sie fahren mit Zustimmung ihrer Vorgesetzten auf die Dörfer, um Eier oder Speck einzukaufen.

Soldaten-Kurier Nr. 17 vom 1. September 1962.

Viele Einheiten der NVA sind jetzt dazu übergegangen, die Soldaten zum „Sparen“ anzuregen. Manche Kompaniechefs verlangen, daß jeder Soldat monatlich 100,– DM Ost spart. Erreicht er diesen Betrag nicht, so wird sein Name am „Schwarzen Brett“ ausgehängt mit dem Vermerk „Volksschädling“.

Wahrsagerei!

Soldaten-Kurier Nr. 10 vom 1. Juni 1963

„Ein altes Sprichwort sagt: Was nichts kostet, ist nichts wert.“ Abgewandelt auf den Soldaten-Kurier muß es aber heißen: Was was kostet, ist nichts wert. Vom Zeitpunkt an, wo wir 0.20 DM für diese Zeitung zahlen, sank der Wert beträchtlich . . . Vier Seiten kleinere und größere Anzeigen, und auf der letzten Seite rundet die spanische Handlesekünstlerin das Bild ab. In welchem Zusammenhang steht die Spanierin mit Soldaten der Bundeswehr? Ist die Handlesekunst vielleicht ein neuer Ausbildungszweig oder Bestandteil der Inneren Führung?

Stfw. Jakob Günther



Mit südlicher Grandezza und dem Charme ihrer Rasse liest diese Spanierin diesem Kameraden sein Schicksal aus der Hand. Ihrem Lächeln nach zu urteilen kann der Soldat unbesorgt in die Zukunft schauen. (Soldaten-Kurier Nr. 8/63) ▶

schwerde über eure Vorgesetzten.“ Diese Beispiele gingen seinerzeit durch einige westdeutsche Zeitungen, d. Red.) Damals wußte ich allerdings noch nicht, daß ich selbst ihm dazu diente, seinen nazistischen Leitbildern entsprechend zu handeln. Kurz und gut, wir nannten ihn insgeheim nur „Schinder“, „Bonze“ oder einfach „der Sadist“. Und er machte diesen Namen alle Ehre.

»Gedankenstützen« á la Barras

Eines Tages im Winter war ein Fenster im Waschraum offengeblieben. Ob nun deswegen oder wegen der strengen Kälte überhaupt – jedenfalls war die Wasserleitung eingefroren. Als „der Sadist“ am Morgen kam und davon hörte, tobte er auf dem Flur herum, ließ den UvD kommen, machte diesen erst mal fertig und befahl dann, einen Posten unter Gewehr bei geöffneten Fenstern vor die offene Waschraumtür zu stellen. Zweifellos eine menschenfreundliche, originelle Idee, um Soldaten die Nachteile eines offenen Fensters zu demonstrieren. Die Posten, die jeweils vier Stunden ohne Mantel und bei strengem Frost in der Zugluft stehen mußten, haben dann auch den tiefen Sinn der Worte Hauptmann Kriegers von der „nötigen Gedankenstütze“ begriffen. Der neue UvD aber fühlte abends ein menschliches Rühren. Er zog aus eigener Verantwortung die Posten während der Nacht ab. Natürlich fand sich anderntags sofort ein Ohrenbläser. Als der UvD seine Meldung ‚keine besonderen Vorkommnisse‘ gemacht hatte, fragte Krieger freundlich-hinterhältig: „Haben Sie wirklich keine besonderen Vorkommnisse zu melden?“ Als der UvD verneinte, brach das Donnerwetter los: „Wer hat Ihnen erlaubt, den Posten nachts abzuziehen? Sie haben mit dieser Eigenmächtigkeit selbst ein besonderes Vorkommnis verschuldet. Sie hören von mir noch!“ 14 Tage später wurde dieser Unteroffizier strafversetzt.

Sehnsucht nach Tag X

Mich hatte „der Sadist“ bald besonders ins Herz geschlossen, und das kam so: In den wöchent-

lichen „politischen Informationen" liebte es Hauptmann Krieger, seine Ausführungen zu aktuellen Ereignissen mit persönlichen Reminiszenzen aus seiner glorreichen Zeit als Nazioberleutnant zu würzen. Bei dem Thema „Der Sowjetsoldat" hielt er es für notwendig, entsprechend seinen Vorbildern Guderian und Manstein alle Niederlagen der Nazis als „eigentlich erfolgreiche Rückzugsoperationen" oder Fehler Hitlers anzupreisen. Die Quintessenz seiner strategischen Weisheit war: „Wenn wir überraschend auf eine Abteilung Russen stießen, hoben die immer gleich die Hände hoch, weil es alles feige Burschen sind." Ich meldete mich. „Wieso kommt es dann, daß wir den Krieg verloren haben?" fragte ich höflich. Da verzerrte sich sein Gesicht und er brüllte mich an: „Sie sind viel zu jung und zu unerfahren, um sich darüber ein Urteil erlauben zu können. Sie müssen mir schon glauben, was ich sage, ich war ja schließlich dabei!" Einem solchen schlagkräftigen Beweis konnte ich natürlich nichts entgegensetzen und ich setzte mich wieder. Krieger kam dann auch auf die „Zonen-Armee" zu sprechen. Hier gipfelte sein Urteil in der Feststellung, daß jene Armee am Tag X noch nicht einmal bis an ihre eigene Grenze käme, da ihre Fahrzeuge wegen Benzinmangel und Materialschwächen im Thüringer Wald stecken bleiben und die Soldaten wegen Lebensmittelknappheit verhungern müßten. Tatsächlich stand auch ähnliches immer in der Zeitung „Soldatenkurier" unseres III. Korps. (Siehe auch die Ausschnitte. d. Red.) Unter seinen funkelnden Blicken meldete ich mich erneut. „Meinen Sie nicht", sagte ich, „daß sich auch die drüben zu helfen wissen? . . ." Ich wollte noch weiter sprechen, aber zornrot fiel er mir ins Wort: „Jetzt machen Sie aber einen Punkt! Sie sind ein junger Schnösel, der vorlaut daherredet. An den nächsten Politinformationen brauchen Sie nicht mehr teilzunehmen!"

Geldstrafen und illegale Gehaltsaufbesserungen

Von nun an hatte ich nichts mehr zu lachen. In der folgenden Woche wies er mich wirklich beim Einrücken in den Unterrichtsraum zurück und fauchte: „Verschwinden Sie, sonst passiert was!" — „Wenn Sie mich weiter so annöhlen", versetzte ich, „passiert was!" Diese Äußerung trug mir sofort drei Tage Bau ein. Bei einer geringfügigen Ausgangsüberschreitung mußte ich sofort 200 DM Strafe zahlen. Überhaupt war er immer schnell dabei, Geldstrafen zu verhängen. Für dreimal Auffallen beim Spindbau — 30 DM. Bei „widersetzlichen" Bemerkungen — Geldstrafe. Wo es nur irgend geht, wird in der Bundeswehr diese Strafe verhängt, weil man auf diese Weise die Soldaten und vor allem die Wehrpflichtigen, die 90 DM erhalten, am empfindlichsten treffen, d. h. am schnellsten mundtot machen kann.
Aber es gibt auch noch „humanere" Methoden, um den Soldaten Geld aus der Tasche zu ziehen. „Der Sadist" bemühte sich in eigener Person, bei den Soldaten auf eine Spende für das „Soldatenhilfswerk" zu dringen. Das ist eine Kasse zur Unterstützung solcher Bundeswehrangehörigen, die plötzlich und unverschuldet in Notlage geraten sind. Bei Ausscheiden aus der Bundeswehr wird das eingezahlte Geld allerdings nicht zurückerstattet. Aber bitte, Notfälle können eintreten. Eines Tages komme ich in die Schreibstube und kann dort zufällig einen Blick auf die Bataillonsliste werfen, wo die Unterstützungsempfänger des Vormonats aufgeführt sind. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich dort Majore, Hauptleute und Leutnants aufgeführt finde, die mit einem Taunus M 17 zum Dienst kommen! Eine feine Methode der Herren Offiziere, um sich reihum mal abwechselnd das Gehalt aufzubessern. Höher geht's nimmer!
Und da hatte der Krieger die Stirn, sich bei der nächsten Gehaltszahlung wieder neben den Rechnungsführer zu stellen und die Soldaten zu einer Spende zu animieren. Anschließend gab er vor der Batterie das Ergebnis bekannt, nicht ohne stirnrunzelnd und „väterlich warnend" die Namen derjenigen mißbilligend zu erwähnen, die nichts gespendet hatten. Natürlich war auch ich unter den Letzteren.

Militärseelsorge und Gewissenszwang

Nun kann natürlich nicht jeder einfache Bundeswehrangehörige in den Genuß einer solchen materiellen Unterstützung gelangen, wenn das Geld schon bei den Offizieren versickert. Deshalb hat es die weise Führung eingerichtet, daß man sich einmal in der Woche kostenlos kirchlichen Rat und Beistand beim Bundeswehrpfarrer — bei uns war der Mann Oberstleutnant! — einholen kann. Und wer dort nicht öfter mal hinmarschiert, ist in den Augen des Batteriechefs irgendwie nicht ganz echt. Natürlich entging ich auch hier nicht einem Zusammenstoß mit meinem Hauptmann. Eines Tages wurde ich — der ich ja auch katholischer Konfession bin — also daraufhin angesprochen. Ich lehnte mit der Bemerkung ab, daß ich regelmäßig die Bildzeitung lese. Zwar ließ sich Krieger, als er davon hörte, nicht persönlich bei mir sehen, aber abends fand ich mich vom Nachturlaub gestrichen. Eine honette Art, Soldaten zur Ehrerbietung gegenüber der geistlichen Obrigkeit zu mahnen, nicht wahr?
In der Tat gibt es in der Bundeswehr soviele „weiche" oder „harte" Methoden, um auf die Soldaten einen Gewissenszwang auszuüben, daß es ganz verständlich ist, wenn nur wenige offen gegen diese Übergriffe und Willkürakte Stellung nehmen. Nur im allerkleinsten Kreise kann man da mal seinem Herzen Luft machen, sonst macht man sehr schnell mit dem MAD* Bekanntschaft. Auch dieser Kelch ist an mir nicht vorübergegangen. Aber davon später.

„Frontnahe" Ausbildung

Wenn Hauptmann Krieger jemanden vor der Batterie so recht herunterputzen konnte, ent-

* Militärischer Abwehrdienst.

weder zynisch oder brüllend, und das Opfer eingeschüchtert dastand, leuchtete eine satanische Freude aus seinen Augen. – Eben ein Sadist! Eine andere Gelegenheit, seinen edlen Charakter im schönsten Licht zu zeigen, bot sich ihm auf einer Fernsprechübung. Zwei Soldaten, die erst nachts von Wache gekommen waren, mußten sofort mit ausrücken. Bei einem KFZ-Aufenthalt unterwegs in einem kleinen Ort kauften sich die zwei ein paar Semmeln und Wurst, denn sie hatten seit dem Abend vorher nichts im Magen. Als „der Sadist" davon erfuhr, ließ er seiner Wut in unflätigen Ausdrücken freien Lauf und bestrafte die zwei „Weichlinge" damit, daß sie mit einem Karren und Kabelrollen abends zu Fuß die 20 km zur Kaserne zurückkehren mußten. Am anderen Morgen gegen 10 Uhr kamen sie an, völlig erschöpft und der dünne Arbeitsanzug klatschnaß vom Regen. Der Herr Hauptmann aber beliebte später darüber zu scherzen und über „frontnahe Ausbildung" zu meditieren.

Wie der Herre . . .

Wen nimmt es wunder, daß alle anderen Offiziere und Unteroffiziere unserer Batterie aus Dienstgraderhaltungstrieb, aus Speichelleckerei oder aus denselben Paschagelüsten heraus alles tun, um die Soldaten so zu hetzen, daß sogar ein alter Krieger nichts zu beanstanden hatte? Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Den meisten Unteroffizieren, Stabsunteroffizieren, Feldwebeln und jungen Offizieren fiel es nicht schwer, ihrem Herrn und Meister nachzueifern. Sie waren bereits zum großen Teil mit 17 oder 18 Jahren damals zum Grenzschutz gegangen (der unter uns Soldaten sowieso SS genannt wurde), und bei der Gründung der Bundeswehr waren sie in der Regel mit dem nächsthöheren Dienstgrad übernommen worden. Vielleicht rührt es von diesem „raketenhaften" Aufstieg in die untersten Spitzen der militärischen High Society her, daß sie sich selbst für den Nabel der Welt halten. Von dieser „hohen" Warte aus können sie uns Soldaten natürlich nicht mehr als Menschen und Wesen vom gleichen Fleisch und Blut erkennen. Deshalb sind sie gezwungen, uns bei ihren regelmäßigen Schimpfkanonaden brüllenderweise mit Gattungsnamen aus der Tierwelt zu belegen. Und ich kann mich auch nicht erinnern, daß diese Vorgesetzten mal ein kameradschaftliches Wort gewechselt oder mit uns nach Dienst zusammengesessen hätten. Und wehe dem Unteroffizier, der engen Kontakt mit Soldaten pflegt und das den Offizieren zu Ohren kommt! Es ist ein ungeschriebenes Gesetz in der „demokratischen" Bundeswehr, daß die Dienstgrade im und außer Dienst strenge, kastenhafte Distanz wahren. Natürlich haben auch die meisten Soldaten wenig Interesse daran, mit ihren Schindern auf du und du zu stehen. Sicher ist es richtiger, daß man als Soldat seine Wut nicht so sehr auf diese militärischen Gernegroße richten sollte, sondern auf die wirklich verantwortlichen Kriegsverbrecher in der Staatsspitze, die durch ihre Politik ja erst den Boden bereiten, auf denen solche Blüten wie Krieger, Hahn, Knaak und andere wachsen können. Aber trotzdem lernt man doch diese Bestien, die ohne Uniform arme Würstchen wären, ganz persönlich hassen. Da war z. B. ein gewisser Stabsunteroffizier Timm. Dieser Fettkloß hetzte eines Tages grinsend und mit Händen in den Taschen mich solange am Geschütz mit Aufsitzen und Absitzen, bis ich vor Erschöpfung die nötige Kontrolle über meinen Körper verlor. Ich rutschte am Gestänge ab und mein Ringfinger blieb oben hängen. 1100 ccm Blut habe ich verloren, ehe man mich verbunden hat. Und dieser Lump brachte es fertig, mich im Krankenhaus zu besuchen und auf die Sauersüße zu erklären, ich hätte ja nicht so schnell machen brauchen!!

Bekanntschaft mit dem MAD

Man kann sich denken, wie mir trotz meines angeborenen Humors manchmal zumute war. Da ging man eben von Zeit zu Zeit direkt mit dem Vorsatz 'raus, sich vollaufen zu lassen. In unmittelbarer Nähe der Kaserne war eine Kneipe, wo vorwiegend wir Geschützfahrer uns öfter nach Dienst zusammenfanden.

Eines Tages, als ich mal wieder die Nase bis oben hin voll hatte, äußerte ich dort in meinem Ärger: „Für mich ist hier bald Feierabend, ich werde bald abhauen!" Dies sagte ich zu einigen Kameraden aus meiner Batterie, auf die ich mich verlassen konnte. Ansonsten war die Kneipe leer, nur ein gewisser Harry Kube, ein Soldat von uns, der immer 'rumlief, als ob er etwas bescheuert sei und den keiner von uns für voll nahm, saß am Nebentisch.

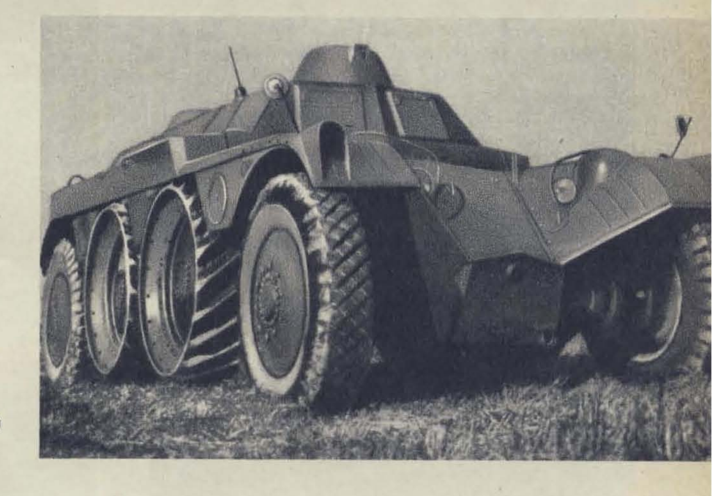
Am nächsten Tag, ich war gerade beim Geschützwaschen, erhalte ich Befehl, mich beim „Sadisten" zu melden. „Gehen Sie mal nebenan, dort wartet jemand auf Sie", sagte er. Tatsächlich, dort saß ein Zivilist und überfiel mich gleich mit der Frage: „Haben Sie irgendwelche Schulden?" – „Ich habe keine Schulden, aber was soll diese komische Frage?" verwunderte ich mich.

„Wie kommen Sie dann zu einer solchen Äußerung, daß Sie bald abhauen wollen?" fragt er weiter, und da ging mir ein Licht auf. Es war ein „Bulle" vom MAD. Ich habe mich natürlich doof gestellt und gesagt, ich sei betrunken gewesen und könnte mich auch gar nicht erinnern, etwas derartiges gesprochen zu haben. „Ich kann Ihnen den Mann bringen, der uns Ihre Äußerung hinterbracht hat", sagt der MAD-Mann darauf, und als ich darum bitte, diesen Ohrenbläser herzuholen, nennt er mir den Namen des Kube. Abschließend warnte er mich: „Sagen Sie nicht wieder so etwas, das kann ins Auge gehen: wir werden gut auf Sie aufpassen!"

Tatsächlich habe ich von da an nach 22.00 Uhr keinen Ausgang mehr bekommen und sogar nach 17.00 Uhr konnte ich mit Sicherheit damit rech-

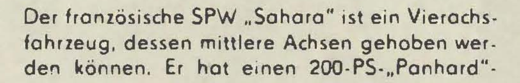
(Fortsetzung auf Seite 70)

SPW „Sahara" Frankreich



Taktisch-technische Daten:

Masse	13,5 t
Länge	5610 mm
Breite	2440 mm
Höhe	2110 mm
Panzerung	40 mm
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	2000 mm
Watfähigkeit	1200 mm
max. Geschwindigkeit	105 km/h (Straße)
Fahrbereich	600 km (Straße)



Der französische SPW „Sahara" ist ein Vierachsfahrzeug, dessen mittlere Achsen gehoben werden können. Er hat einen 200-PS-„Panhard"-Motor, 14 Mann Besatzung und als Bewaffnung ein 7,5-mm-MG. Der „Sahara" wurde besonders in der Wüste eingesetzt.

Bist du im Bilde?

Ein Schützenpanzer besonderer Art ist der hier gezeigte französische Typ „Sahara", den du in den Bildausschnitten wiedererkennen sollst. Also, bitte. Schreibe die Lösung auf eine Postkarte und sende diese bis zum 30. August 1963 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Wie stets werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung durch das Los fünf Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,–, 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 6/1963

Die richtige Lösung: Bild 1 und 4 zeigten die „Archer".

Die Preisträger sind:
Soldat G. Hortmann aus Gera, 50,– DM
Uffz. U. Franke aus Mühlhausen, 20,– DM
Joachim Hoppe aus Remse/Mulde, 10,– DM
Ltn. Kurt Müller aus Potsdam, 1 Buch
Eberhard Kreisel aus Bremenhain, 1 Buch





1



2



3



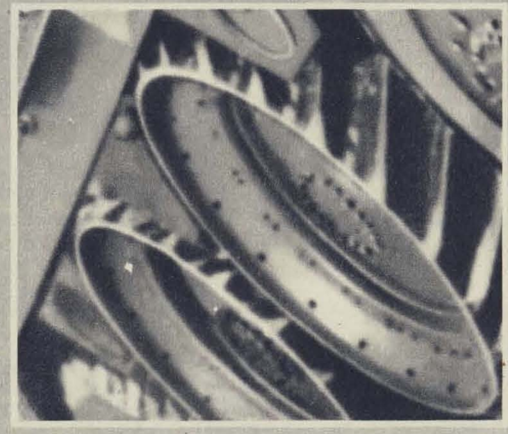












6

7

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS – ARTILLERIE

120 mm-Granatwerfer 38 UdSSR



Taktisch-technische Daten:

Masse in Gefechtslage	**280 kg**
Kaliber	**120 mm**
Schußentfernung mit Splitterwurfgranate	
– kürzeste	**460 m**
– größte	**5700 m**
Feuergeschwindigkeit	**bis 15 Schuß/min**
Bedienung	**4 Mann**

Der Granatwerfer dient der Unterstützung von Schützeneinheiten, zum Niederhalten von Feuerpunkten, Bekämpfen lebender Kraft und Zerstören von Drahtsperren, Feuermitteln hinter Deckungen und offenen Stellungen des Gegners.

Aus der Bücherkiste

Julius Mader: Geheimnis von Huntsville

Im Juni 1944 melden es die Faschisten triumphierend: London liegt im pausenlosen Feuer deutscher „Vergeltungswaffen". Das war die sogenannte V 1. Die Fronten rückten seit Jahren unaufhaltsam an Deutschland heran, der Krieg kehrte in sein Ausgangsland zurück. „Wunderwaffen", das hieß, rücksichtsloser Terror gegen die Londoner Bevölkerung sollte die Wende bringen. 1000 Geschosse täglich auf Englands Hauptstadt waren geplant, 5000 täglich sollten es werden. Und London hatte pausenlos Luftalarm. Die englische Abwehr läuft auf Hochtouren. Jäger schießen die verhältnismäßig langsam fliegenden V 1 ab, rammen sie, kippen sie mit Spezialeinrichtungen an den Tragflächenenden aus der Bahn. Major Joseph Barry allein brachte 60 zum Absturz. Die Flak feuert — mit Erfolg — bis die Rohre glühen. Mit Ballons aufgelassene Netzsperren fangen die Todesboten weg. Nur 30% der gestarteten Geschosse gelangen ins Zielgebiet, trotzdem sind die Verluste und die Leiden der Bevölkerung groß.

Im September 1944 kommt Wernher v. Brauns große Stunde: Sein „Spielzeug", wie er es nannte, wird eingesetzt: Die V 2. Diese Rakete ist schneller als der Schall, gegen sie gibt es keine Abwehr. Die Nazis frohlocken, v. Braun wird mit dem Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz dekoriert für Zehntausende Tote und Krüppel, für Millionen zerstörter und beschädigter Wohnhäuser. Der Krieg wird noch blutiger, die Niederlage hinausgeschoben.

Julius Mader schrieb die Geschichte dieser „Vergeltungswaffen", wie sie Goebbels großspurig nannte, die Geschichte Wernher v. Brauns. Bisher in Dunkel Gehülltes macht er licht. Intrigen deckt



412 S.; 6,80 DM, DMV 1963

er auf, und Intriganten entlarvt er, er lüftet den Schleier, der auch heute noch über dem Leben Brauns, den Raketenversuchen der Nazis liegt. Dem Autor gelingt es, gewaltige Zusammenhänge überschaubar zu machen, was bisher Gerüchte, Vermutungen, Legenden zu sein schienen — hier sind sie belegt: der geheimnisumwitterte Brief aus Deutschland, den ein Unbekannter in den Briefkasten der englischen Botschaft in Oslo wirft, und der ob seiner ungeheuerlichen Tatsachen lange nicht geglaubt wird, was vielen Engländern das Leben kosten wird; der Anteil unzähliger Patrioten aus vielen Ländern am Entdecken des bedeutendsten und bestgehütetsten faschistischen Geheimnisses (am 25. Juli 1944 startet eine englische Dakota in Süditalien, landet nachts auf einer polnischen Waldwiese und holt eine von polnischen Partisanen unter abenteuerlichen Umständen gesicherte Rakete); die Arbeit vieler Antifaschisten im KZ „Dora"; zwei faschistische Spione 1944 in New York, die den phantastischen Plan haben, Brauns Riesenrakete in die amerikanische Metropole zu lenken und vieles, vieles mehr.

Ein tolles Buch, das Licht in diesen Kampf an einer unsichtbaren Front bringt und von namhaften und namenlosen Helden berichtet und von Karrieristen, Glücksrittern, Verbrechern.

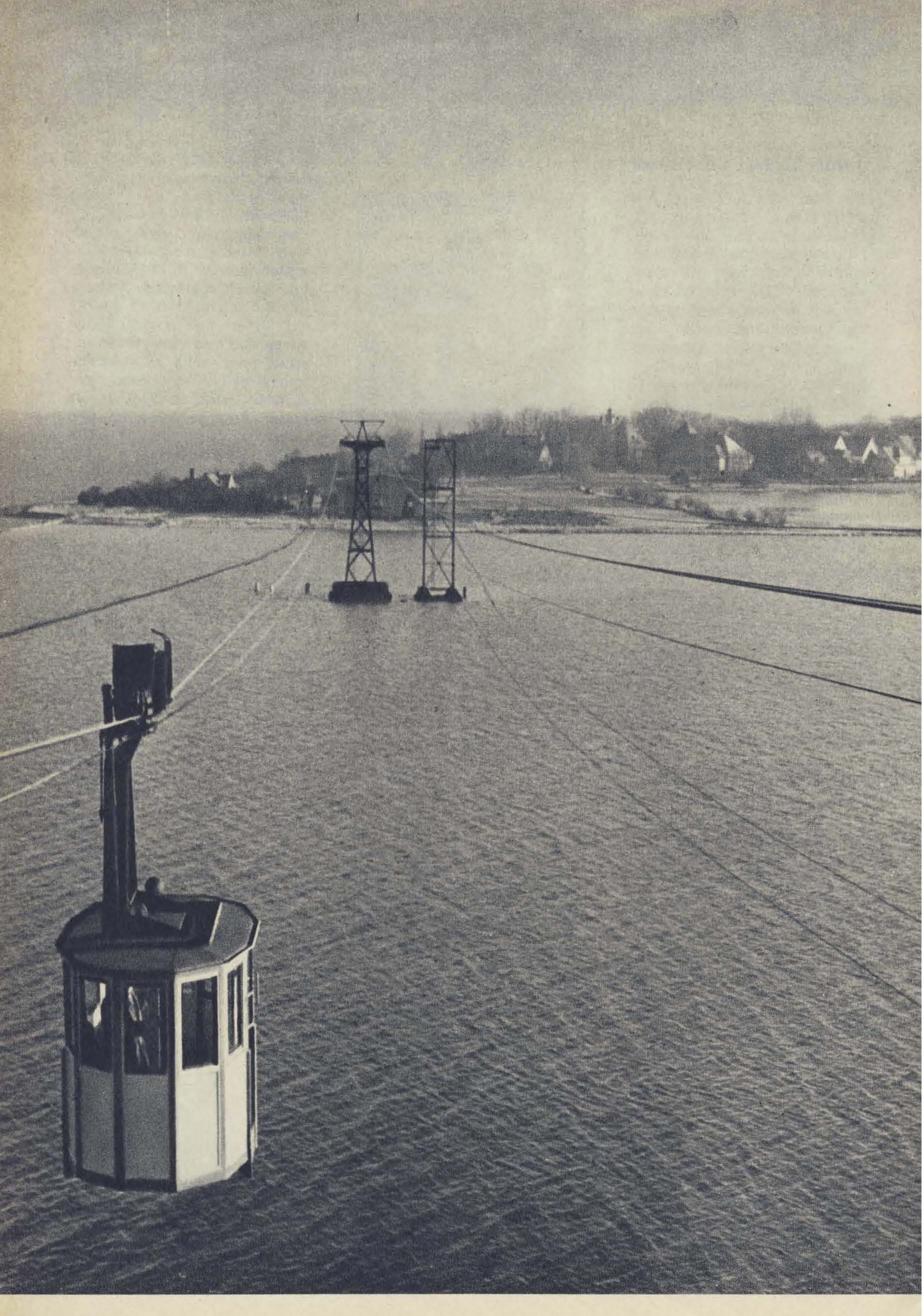
Heute lebt Wernher v. Braun in Huntsville, im amerikanischen Staat Alabama, und bastelt wieder an Raketen, an amerikanischen diesmal. Und er hütet seine Vergangenheit wie ein Geheimnis, eine Vergangenheit, die nun kein Geheimnis mehr ist durch die ausgezeichnete, gründliche, umfassende Arbeit von Julius Mader. Wer gleichermaßen unterhalten und informiert sein will, der greife zu diesem fesselnden Buch. *Claus*

Gábor Thurzó: Attentat im Morgengrauen

160 S. 1,75 DM. Verlag der Nation 1963.

Privatdetektiv Hável wird in diesem packenden Kriminalroman Zeuge eines schweren Unglücks, das sich in der Nacht vom 13. September 1931 unweit von Budapest ereignet: Der Wiener Expreß flog durch ein Attentat mit der Talbrücke bei Biatorbágy in die Luft. Ein an Ort und Stelle gefundenes Flugblatt sollte den Anschein erwecken, daß es sich um eine kommunistische Provokation handle.
Der Titel erscheint in der Buchgemeinschaft der NVA.



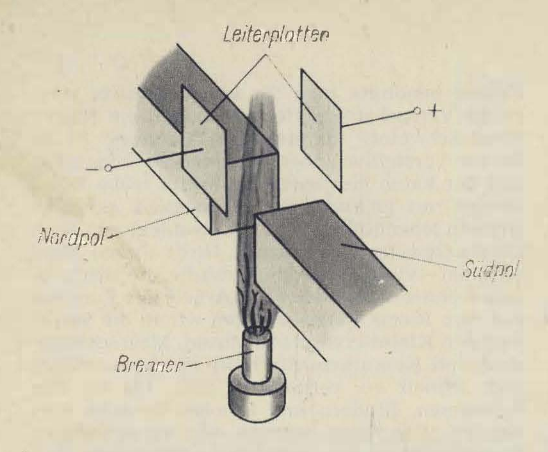


DDR UNSER VATERLAND

Der Riems ist ein schmales, nur 29 Hektar großes Inselchen im Westen des Greifswalder Boddens, dicht unter der Küste. Man erreicht ihn mit einem der Boote, die nach festem Fahrplan zwischen Riemser Ort auf dem Festland und dem Inselhafen verkehren, oder mit der Seilbahn – wenn man überhaupt die Genehmigung erhält. Denn der Riems ist Seuchensperrgebiet, Sitz des „Friedrich-Loeffler-Instituts". Seit einem halben Jahrhundert ist hier die Forschung zu Hause. Der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Loeffler, ein Schüler Robert Kochs, hatte schon seit Jahren auf dem Gebiet der Maul- und Klauenseuche der Rinder geforscht, als er 1910 – durch die häufige Verschleppung der Seuche aus seinem Versuchsstall gezwungen – seine Wirkungsstätte von Greifswald auf den Riems verlegte. Die Wichtigkeit der Tierseuchenforschung ließ das Institut rasch anwachsen, eine Entwicklung, die von zwei Weltkriegen unterbrochen, aber nicht beendet wurde. Im Institut arbeiten gegenwärtig über 600 Mitarbeiter: Veterinär- und Humanmediziner, Biologen, Chemiker, Physiker, technische Assistenten und Laboranten. Ihre Forschungsthemen sind neben der Maul- und Klauenseuche, die nach wie vor Thema Nr. 1 darstellt, die Schweinepest, die Leukose der Rinder, die Tollwut, die Schweinelähmung, die Geflügelpest und die Ornithose – praktisch alle volkswirtschaftlich ins Gewicht fallenden Viruserkrankungen der Haustiere. Unsere Regierung mißt der Arbeit der Riemser Wissenschaftler große Bedeutung bei. Heute stehen auf der Insel, auf der Dr. Loeffler seinerzeit nur einen Bauernhof vorfand, 60 Gebäude. In den über 100 Laboratorien ist alles vorhanden, was die Forscher benötigen, bis zur Ultrazentrifuge und zum Elektronenmikroskop. – Unser Rundgang durch die eigentlichen Arbeitsräume, den sogenannten Innenbereich, beginnt damit, daß wir unsere gesamte Kleidung gegen Unterwäsche, Strümpfe, Hemd und Hose, Gummistiefel und weißen Kittel aus den Institutsbeständen vertauschen. „Bevor Sie sich wieder umkleiden, müssen Sie gründlich duschen", erklärt Dr. Heinig, der uns begleitet, „und beachten Sie bitte, daß im ganzen Innenbereich das Essen, Trinken und Rauchen verboten ist." So streng sind hier die Bräuche, denken wir und verstehen jetzt auch, wieso auf der „Seucheninsel" Wohnhäuser stehen und Kinder spielen können. Er führt uns durch zahlreiche Labors, in denen Laborantinnen mit Reagenzgläsern und viereckigen Glasflaschen hantieren. „Das sind unsere Gewebekulturen. Früher benötigte man für einen Versuch zahlreiche Versuchstiere. Heute genügen die Nieren eines Schweines für etwa 100 Versuche." Es ist schwer vorstellbar, aber wir müssen es glauben, daß der kaum sichtbare, ein wenig trübe Belag in den mit gelblich-roter Flüssigkeit gefüllten Gläsern lebende Zellen aus Schweinenieren sind. Dieses Gewebe wird infiziert. Nicht einmal nicht zehnmal – viele Tausende Versuche, die sich über Jahre erstrecken, bilden die Arbeit der Forscher auf dem Riems. Jetzt gelangen wir in die Ställe. Von den Kleintieren, den Mäusen, Meerschweinchen und Kaninchen, die billig, leicht zu halten und schnell zu vermehren sind, bis zu den Schweinen, Rindern und Pferden ist alles vorhanden. Die Tiere werden mit verschiedenen Krankheitserregern geimpft und die zum Teil nur wenige millionstel Millimeter großen Viren weitergezüchtet. Geimpft werden sogar bebrütete Hühnereier, auf denen sich die Viren in besonderer Form fortzüchten lassen. Neben einer umfassenden Grundlagenforschung ist das Ziel stets die Entwicklung wirksamer Impfstoffe. Dr. Heinig: „Verschiedene auf dem Riems entwickelte Impfstoffe werden jetzt von der Industrie produziert. Soweit die Herstellung jedoch mit der Haltung von Tieren verbunden ist, die mit MKS oder Schweinepest infiziert werden müssen, geschieht sie bei uns. Große Schwierigkeiten bereiten uns dabei die verschiedenen Untertypen der drei Typen der Maul- und Klauenseuche, da die Impfstoffe jeweils auf die spezifischen Erreger eingestellt sein müssen und sich nicht alle MKS-Virusstämme für die Impfstoffproduktion eignen."

Wir verlassen den Innenbereich, um uns, frisch geduscht, auf der Insel umzusehen. Neben den Institutsgebäuden finden wir den Inselkonsum und das kleine Postamt und das erst vor vier Jahren errichtete, sehr schön ausgestattete Klubhaus. Zum Riems gehört auch der gegenüberliegende Festlandstreifen mit Wohnsiedlung, Kindergarten, Schule, Landwarenhaus, Gaststätte und eigenem Busbahnhof. Eine ganze Kleinstadt für sich! Zum Institut gehören außerdem die Inseln Koos im Greifswalder Bodden und Görmitz im Achterwasser von Usedom sowie ein fast 300 Hektar großes Gut zwischen Greifswald und Stralsund. Ein sehr hoher Aufwand! Doch er ist gerechtfertigt wegen der noch beträchtlichen Verluste durch die verschiedenen Tierseuchen. Wir verlassen die Insel voller Hochachtung vor den Wissenschaftlern, die das Tier gesunderhalten helfen, um dem Menschen zu dienen.

Bertold Gottschalk



Das durch die hohe Verbrennungstemperatur ionisierte Gas lädt im Magnetfeld ein Metallplattenpaar elektrisch auf.

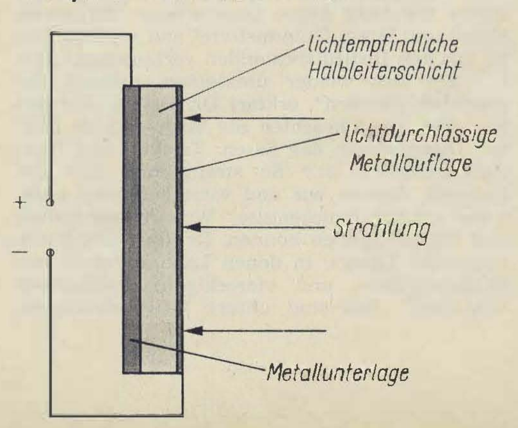
Strom aus der Petroleumlampe

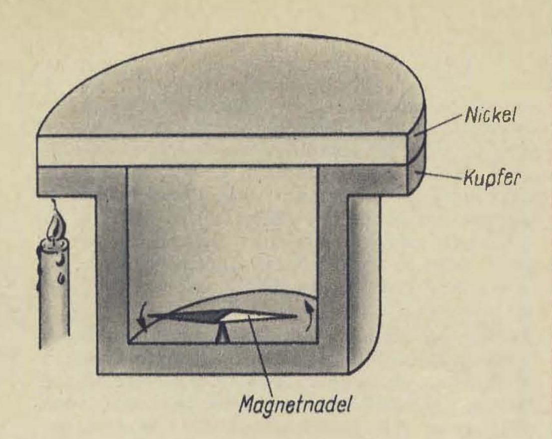
Von Diplom-Physiker Herbert Zimmer

Vielleicht ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie im Urlaub ein Kofferradio als stummen Begleiter bei sich trugen, weil eine neue Batterie nicht augenblicklich greifbar war. In diesem Falle tröstet man sich meistens mit dem Gedanken, daß die erzwungene Ruhe zumindest bekömmlich für die Nerven ist.
Weit problematischer wird es, wenn eine wichtige Funkstation ausfällt, weil die Energieversorgung nicht funktioniert. Es ist natürlich möglich, ein Funkgerät durch ein kleines Notstromaggregat zu versorgen, das zum Beispiel mit Muskelkraft bewegt wird. Aber kann man nicht auch die Energie einer Flamme ausnützen, um unmittelbar elektrischen Strom zu erzeugen? Diese Frage wird immer wieder gestellt, und man kann sie durchaus positiv beantworten; denn es gibt physikalische Gesetzmäßigkeiten, die das ermöglichen. Man hat sie sehr genau untersucht und ist auch in der praktischen Ausnützung ein gutes Stück vorangekommen.
Unsere Erde ist zwar reich an Brennstoffvorräten und Energiequellen, aber die elektrische Energie steht uns nicht in unmittelbar auszunützender Form zur Verfügung. Großtechnisch wird sie ausschließlich durch Umwandlung mechanischer Energie gewonnen. Wir können sie speichern, aber auch das hat seine Grenzen.
Neue Wege in der Energetik, die den Umweg über die Wasserdampferzeugung ersparen, tragen vor allem der veränderten Energielage der Zukunft Rechnung. Sie sind besonders bei der Nutzbarmachung von Kern- und Sonnenenergie von Vorteil, und ihre Chancen wachsen gegenwärtig schon dadurch, daß die elektronischen Geräte auf Grund der modernen Halbleitertechnik einen immer geringeren Leistungsaufwand erfordern.
Die Träger elektrischer Ladung sind bekanntlich Elektronen bzw. Ionen. Wirken auf diese Ladungen Kräfte, so bewegen sie sich als elektrischer Strom. Wir haben also zwei Fragen zu beantworten:
- Wie erzeugen wir Ladungsträger, sofern sie nicht schon in ausreichender Zahl vorhanden sind, und
- welche Kräfte können eine Bewegung der Ladungsträger und somit einen elektrischen Strom hervorrufen?

Eine Möglichkeit ist im Prinzip in Abbildung 1 skizziert. In einer Flamme entstehen infolge der hohen Gastemperatur elektrisch leitfähige Ionen. Ursache hierfür können freie Elektronen sein, die immer in gewisser Anzahl vorhanden sind. Wegen ihrer, bei hohen Temperaturen des Gases, großen thermischen Geschwindigkeit können sie beim Zusammenstoß mit neutralen Gasteilchen diese aufspalten und somit neue Trägerpaare erzeugen. Bei sehr hohen Temperaturen kann das Gas völlig ionisiert sein. In diesem Zustand bezeichnet man es als Plasma. Durchfliegen die Ladungsträger ein Magnetfeld, so werden sie ja nach den negativen oder positiven Vorzeichen ihrer Ladung abgelenkt. Durch diese Ladungstrennung wird eine Wiedervereinigung zu neutralen Atomen verhindert und ihre Zuführung zu einer Sammelstelle vorbereitet. Diese Sammelstelle besteht aus einem Metallplattenpaar. Auf die eine Platte treffen die positiven, auf die andere die negativen Ladungsträger auf. Zwischen den Elektroden bildet sich eine Spannung aus, die im Arbeitswiderstand den Stromfluß bewirkt.
Um weitere Möglichkeiten zu untersuchen, sind einige vorbereitende Bemerkungen über die Elektrizitätsleitung allgemein erforderlich.
Im Festkörper rührt die Leitung des elektrischen Stromes daher, daß ein Teil der Elektronen sehr locker gebunden ist und sich als sogenanntes Elektronengas im gesamten Kristallgitter leicht verschieben läßt. Sehr gute Leiter sind die Metalle. Elektronenleiter, in denen die Elektronen bei tiefen Temperaturen noch fest im Gitter gebunden sind und erst bei Energiezufuhr (Temperaturerhöhung, Lichtstrahlung) frei beweglich werden, bezeichnet man als Halbleiter

Prinzipieller Aufbau einer Fotozelle.





Versuchsanordnung zum Nachweis von Thermospannungen.

Sie bieten neue Perspektiven für die Umwandlung der Wärmeenergie in elektrische Energie mit Hilfe von Photoelementen und Thermobatterien.
Photoelemente kennen wir in Form der elektrischen Belichtungsmesser und auch im Zusammenhang mit den Sonnenbatterien der sowjetischen Raumschiffe. Viele werden auch die Abbildung jener schon vor einiger Zeit auf sowjetischen Ausstellungen gezeigten Petroleumlampe gesehen haben, deren Thermobatterie ein Rundfunkgerät speist.
In der Abbildung 2 ist ein Halbleiter-Photoelement schematisch dargestellt.
Im unbestrahlten Zustand besteht zwischen den beiden Elektroden keine Spannungsdifferenz. Wird der Kristall bestrahlt, so erhöht sich jedoch in der Nähe der Metallauflage im Halbleiter die Konzentration der freien Ladungsträger. Es entsteht eine Spannung zwischen den Elektroden. Die Strom- bzw. Spannungsempfindlichkeit des Elementes hängt stark von der Belichtung, dem Halbleitermaterial und den Widerstandsverhältnissen der Anordnung ab.
Verwenden wir statt des Photoelementes ein Thermoelement, so läßt sich, anstelle des Lichtes, Wärme unmittelbar in Elektrizität verwandeln.
Lötet man zum Beispiel zwei Streifen aus verschiedenen Metallen entsprechend Abbildung 3 zusammen und erwärmt eine der Lötstellen, so zeigt der Ausschlag einer Magnetnadel an, daß im Leiterkreis ein Strom fließt. Durch Hintereinanderschalten vieler Thermoelemente kann die Spannung beträchtlich erhöht werden. Wie eingangs angedeutet, steht heute schon Halbleitermaterial zur Verfügung, das Thermospannungen liefert, die ein bis zwei Zehnerpotenzen höher liegen als bei Metallkombinationen.
Da gleichzeitig die Entwicklungstendenz der Gerätetechnik durch geringe Leistungsaufnahme der Apparaturen bei hohem Wirkungsgrad, durch weitgehende Verwendung von Halbleiterbauelementen und durch Miniaturisierung der Bauelemente gekennzeichnet ist, erhöht sich natürlich die Bedeutung der beschriebenen Spannungsquellen: und alles deutet darauf hin, daß sie in der Technik der Zukunft eine große Rolle spielen werden.

Köpfchen,

aus „Sowjetski wojn"

und „Néphadsereg"

Köpfchen!



VON SIEGFRIED DIETRICH

Ein reichliches Jahr erst ist es her, da stand Horst Mandalka noch mit der roten Mütze des Fahrdienstleiters auf dem Bahnhof Strausberg bei Berlin. Heute ist er Unteroffizier und Funktruppführer in einem Mot.-Schützen-Regiment. Wie es dazu kam, daß der Wehrpflichtige Mandalka Unteroffizier wurde, das ist eine interessante Geschichte; eine Geschichte, aus der nicht nur Horst Mandalka, sondern auch seine Genossen die Erkenntnis gewonnen haben, daß man jedes selbstgestellte Ziel erreichen kann, wenn man nur ernsthaft darum kämpft.

„Er war vom ersten Tag an ein guter Soldat", sagte der Politstellvertreter der Einheit Dunscheck von ihm. „Schwierigkeiten gab es nie." Der junge Funktruppführer – 21 Jahre ist er alt – verzieht verlegen lächelnd das Gesicht, als er das hört. „Es ist mir oft sehr schwergefallen – zumindest in der ersten Zeit", gesteht er. „Ich mußte mich dazu zwingen, ein guter Soldat zu sein; denn Exerzieren, soldatische Disziplin, Männchen bauen und so, das lag mir überhaupt nicht." – Und warum zwang sich Horst Mandalka dazu, ein guter Soldat zu sein? – „Weil ich schnell erkannte, daß es anders gar nicht geht", berichtet er. „Oft hängen vom Verantwortungsgefühl, von der Exaktheit eines einfachen Soldaten Erfolg oder Mißlingen einer militärischen Handlung ab." Demnach kam Horst Mandalka bereits mit hohem Bewußtsein zur NVA? – Er wehrt ab: „So war das nicht. Damals dachte ich noch nicht so weit. Ich tat einfach, was ich für notwendig hielt. In meinem Zivilberuf war das nicht anders."

Sehen wir uns einmal den Lebensweg dieses jungen Unteroffiziers an. Er ist schnell erzählt: Aufgewachsen in dem kleinen Ort Herzfelde, am Rande der Märkischen Schweiz, besuchte Horst Mandalka die Achtklassenschule, wurde anschließend Lehrling bei der Reichsbahn, tat Dienst auf dem Stellwerk und war bereits mit 20 Jahren Fahrdienstleiter bei der Berliner S-Bahn. Das blieb er bis zu seiner Einberufung. Nichts Aufregendes, könnte man im ersten Augenblick meinen. Aber: Stellwerk, Fahrdienstleiter, mit solchen verantwortungsvollen Aufgaben betraut man nicht jeden. Da muß schon einer bewiesen haben, daß auf ihn unbedingt Verlaß ist. Und Horst Mandalka war bereits als Lehrling ein vorbildlicher Eisenbahner. Viele soldatische Tugenden – Verantwortungsgefühl, Genauigkeit auch in kleinen Dingen und Pünktlichkeit – waren ihm schon von Berufs wegen anerzogen worden. Das kam ihm jetzt als Soldat sehr zugute. Nach der Grundausbildung kam Soldat Mandalka als Funker auf eine R 125, eine fahrbare Funkstation. Hier gefiel es ihm ausgezeichnet. Der Dienst war vielseitig und interessant. Für technische Dinge hatte Horst von jeher etwas übrig. Ich habe es jetzt geschafft, freute er sich. Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Eines Tages rief der Zugführer, Feldwebel Meindl, die Funktrupps zusammen und erklärte ihnen: „Es ist erforderlich, daß ihr euch qualifiziert. Der Tag wird kommen, wo nur noch die Besten auf der R 125 bleiben können." Das bedeutete: Entweder lernen oder aus dem Funktrupp ausscheiden. Horst Mandalka überlegte nicht lange. Er wollte auf seiner R 125 bleiben. Die Funkstation war ihm lieb geworden. Kurzentschlossen erklärte er: „Ich verpflichte mich, die Funkklassifikation III zu erwerben." Kleine Fische, dachte Horst bei sich, irgendwie kriegst du das schon hin. Die Prüfung bei der Reichsbahn war schließlich ebenfalls kein Kinderspiel gewesen.

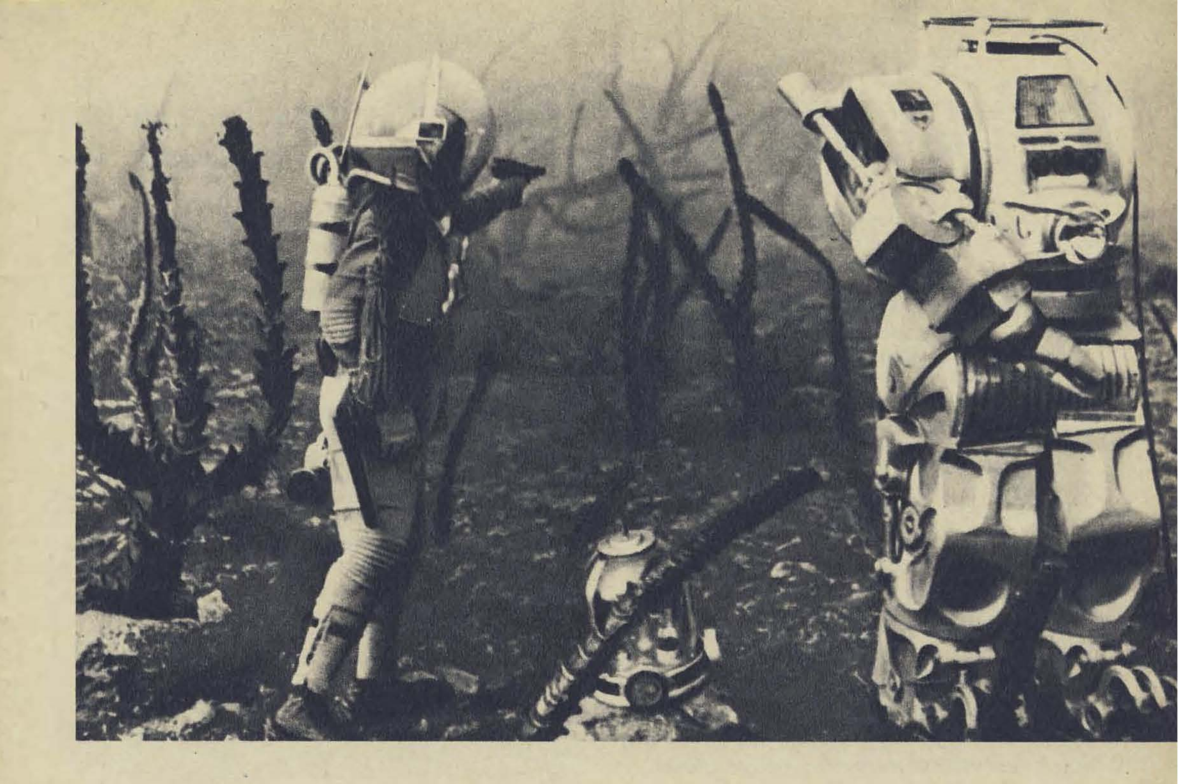
Es wäre falsch zu glauben, Horst Mandalka habe nicht an sich gearbeitet oder er habe seine Verpflichtung leichtfertig abgegeben; das widerspräche seinem gesamten Wesen. Er überlegt genau was er tut, und er traut sich etwas zu. Doch diesmal schien er sich zuviel zugetraut zu haben. Der Tag der Prüfung kam heran. Zuerst klappte alles ganz gut. Horst wiegte sich schon in dem Glauben bestanden zu haben. Doch dann kam das Geben. Er schaffte nicht die geforderte Gruppenzahl in der vorgesehenen Zeit. In seiner Aufregung schlichen sich auch noch Textfehler ein. Ergebnis: durchgefallen! Das war ein harter Schlag für Horst Mandalka, ein Schlag, der zudem völlig unerwartet kam; denn damit hatte keiner, auch nicht sein Funktruppführer gerechnet.



Illustration: Gerhard Lahr

Nun verhält sich jeder Mensch nach solch einer Enttäuschung anders. Horst Mandalka tat zunächst das Allernatürlichste: Er ärgerte sich furchtbar. Vorbei war es mit der Verpflichtung, so schien es ihm im ersten Moment. Er hatte sich schrecklich blamiert. Doch dann begann er nachzudenken. Und je länger er nachdachte, desto mehr kam ihm die Gewißheit: Ich darf die Schuld nicht bei anderen suchen, ich muß bei mir anfangen. Ich habe mir die Sache zu leicht gemacht. Das zweitemal wird mir das nicht passieren. Nur nicht unterkriegen lassen!
Seinem Zugführer versprach er: „Ich hole das Versäumte nach.“ Freizeit wurde bei dem Soldaten Mandalka in den nächsten Wochen abgeschrieben. Suchte man ihn, so fand man ihn bestimmt in der Funkstation. Und meist saß sein Funktruppführer neben ihm. Das hatte seinen Grund. Beiden war klar geworden, daß Horst Mandalka Hilfe brauchte: Er hatte sich zuerst nur auf sich selbst verlassen, und das war falsch gewesen. Allmählich besserten sich seine Leistungen im Geben. Horst glaubte, daß er es nun endgültig geschafft habe. Da wurde er unerwartet vor eine neue Frage gestellt. Viele Unteroffiziere der Einheit Dunscheck waren Abiturienten. Sobald deren Dienstzeit abgelaufen war, würden dem Funkzug zwei Funktruppführer fehlen. Was tun? Mit Ersatz war nicht zu rechnen. – „Bildet die beiden Unteroffiziere selbst heran“, entschied der Regimentskommandeur. „Schule oder Lehrgang scheiden aus. Die Genossen müssen die nötigen Kenntnisse im Selbststudium erwerben.“ Leicht gesagt! Würden sich zwei Soldaten finden, die bereit wären, diese zusätzliche Belastung auf sich zu nehmen? Ihren üblichen Dienst müßten sie ja weitertun wie bisher.
Die Wahl fiel auf die Genossen Mandalka und Hübl. Zwar hatte Horst Mandalka die Prüfung für die Funkklassifikation III immer noch nicht abgelegt, doch Feldwebel Meindl verließ sich auf seine Menschenkenntnis. Er war fest davon überzeugt, daß Horst Mandalka die Fähigkeiten besitzt, Funktruppführer zu werden. Mandalka würde seine ganze Kraft einsetzen, wenn er weiß, daß man ihm großes Vertrauen entgegenbringt. Bei Herwig Hübl lagen die Dinge anders; der war Ingenieur, Spezialgebiet Elektromaschinen. Ihm würde vieles leichtfallen, zumindest

was die technische Seite der Ausbildung betraf. – Aber Horst Mandalka, würde der nach seiner bitteren Enttäuschung zusagen?
Feldwebel Meindl setzte sich mit beiden zusammen und erklärte ihnen, was man von ihnen erwartete. Er verschwieg auch nicht, daß die nächsten Monate kein Zuckerlecken sein würden. Auch nicht für Herwig Hübl; denn technische Fähigkeiten allein machen noch keinen guten Funktruppführer und Unteroffizier. Die zwei waren einverstanden. Sie verpflichteten sich, die Prüfung so rechtzeitig abzulegen, daß sie als Funktruppführer eingesetzt werden konnten, sobald die neuen Wehrpflichtigen eintrafen.
War das nicht ein wenig leichtsinnig von Horst Mandalka? Der Unteroffizier überlegt. „Ich glaube nicht", erwidert er, „ich hatte es mir zwar leichter vorgestellt – das zeigte sich später –, aber ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich es schaffen würde." Er lacht. „Ich hatte damals ganz andere Bedenken, doch die behielt ich für mich. Heute kann ich es ja sagen: Ein Funker lebt viel ruhiger als ein Unteroffizier, dachte ich bei mir. Für alles ist der Funktruppführer verantwortlich. Klappt etwas nicht, so kriegt nicht der Funker, der es verbockt hat, sein Fett, sondern sein Truppführer. Und dafür sollte ich mich monatelang auf die Hosen setzen und lernen? Alles in meiner Freizeit?" Trotzdem zögerte Horst Mandalka keinen Augenblick. Es war notwendig, man erwartete es von ihm, folglich tat er seine Pflicht. Zuerst verschaffte er sich sämtliche Dienstvorschriften, die er für die Prüfung benötigte. Von seinem Funktruppführer, der die Unteroffiziersschule besucht hatte, lieh er sich dessen Aufzeichnungen aus. Er schrieb sie ab, Wort für Wort, zeichnete Skizze für Skizze; einige Hefte voll. „Wie viele Abende habe ich damit zugebracht", erzählt er, „Abende, an denen meine Genossen beim Fernsehen saßen oder zum Vergnügen in die Stadt fuhren. Dazu mein täglicher Dienst, der mich ja voll in Anspruch nahm. Zwischendurch machte ich dann auch noch meine Funkklassifikation Stufe III, die ich beim ersten Mal verpatzt hatte."
Doch damit war Horst Mandalka noch kein Funktruppführer. Das Schwerste sollte erst noch kommen! – Hatten ihm bisher seine Zähigkeit und sein Fleiß dazu verholfen, so manche Hürde zu überspringen, vor den Geheimnissen der Hochfrequenztechnik und der Elektrotechnik glaubte Horst Mandalka kapitulieren zu müssen. Ratlos saß er vor den verworrenen Schaltbildern, hilflos stand er dem Aufbau der mehrgittrigen Elektronenröhre gegenüber. Da halfen ihm weder Fleiß noch Ausdauer, er begriff einfach nicht. Dabei interessierten ihn diese Dinge, es machte ihm Spaß, sich damit zu beschäftigen. Doch was nutzt das alles, wenn ein Tag nach dem anderen vergeht, ohne daß man auch nur einen Schritt weitergekommen ist, wenn hinter allem das brennende Muß des eigenen Versprechens steht, von dem die Genossen erwarten, daß man es auch einlöst?
Du mußt zu deinem Wort stehen, hämmerte sich Horst Mandalka ein, unbedingt mußt du das. Sollte er zu Feldwebel Meindl gehen und ihm gestehen, welche Schwierigkeiten er hatte? Oder sollte er sich seinem Funktruppführer anvertrauen? Horst Mandalka sagt dazu: „Ich hätte es gern getan, aber ich konnte doch von keinem verlangen, daß er sich wochenlang Abend für Abend mit mir beschäftigte. Da fiel mir der Genosse Hübl ein. Der war doch Elektroingenieur! Freunde waren wir nicht, wir kannten uns nur so, wie man sich eben innerhalb derselben Einheit kennt. Und Herwig arbeitete ja genauso an seiner Verpflichtung wie ich, der hatte auch nicht viel Zeit übrig. – Ich ging trotzdem zu ihm, und Herwig Hübl war sofort bereit, mir zu helfen."
Von Stund an arbeiteten beide gemeinsam. Herwig Hübl weihte Horst Mandalka nicht nur in die Geheimnisse der Hochfrequenz- und Elektrotechnik ein, er nahm mit ihm auch die Dienstvorschriften durch, fragte ihn ab und ließ sich von ihm abfragen. „Diese Arbeitsweise hat viel für sich", meint Unteroffizier Hübl. „Plötzlich bemerkt man Lücken bei sich, von denen man vorher gar nichts geahnt hat. Mir wurde klar, wie wichtig es ist, seinen Wissensstand regelmäßig zu überprüfen. Dazu kommt, daß es sich im Kollektiv weit besser arbeitet als allein." So haben beide von der Zusammenarbeit profitiert.
Und doch ging nicht alles glatt. Immer wieder tauchten für Horst Mandalka neue Probleme auf, mit denen er nur schwer fertig wurde. „Hätte ich nur mehr Zeit!" stöhnte er oft. „Komm her, wir nehmen das Ganze noch einmal durch", sprach ihm Herwig Hübl Mut zu. „Du wirst es schaffen." – „Natürlich schaffe ich es!" knurrte Horst Mandalka. „Aufgeben kommt nicht in Frage, und erst recht nicht Durchfallen bei der Prüfung!"
Doch es war nicht allein die Theorie der Technik, die ihm zu schaffen machte. Ein Funktruppführer muß auch beim Exerzieren eine Gruppe befehligen können, und das lag Horst Mandalka eben nicht; es machte ihm keinen Spaß, er mußte sich wieder einmal „zwingen".
Dann kam der Tag der Prüfung. „Ich hatte mächtigen Bammel", erzählt Horst Mandalka, „besonders vor der Hochfrequenz- und Elektrotechnik. Und dann beim Exerzieren – alles fremde Genossen!"
Und wie ging es aus? – „Nun ja, wir haben beide bestanden."
„Sagen Sie ruhig, daß Sie und der Genosse Hübl mit unter den Besten waren", meint der Politstellvertreter und fügt hinzu: „Der Genosse Mandalka ist nicht nur ein vorbildlicher Soldat, er ist auch in hohem Maß bescheiden."
So wurde der Wehrpflichtige Horst Mandalka Unteroffizier und Funktruppführer. „Für mich heißt das nun weiterlernen und Erfahrungen sammeln", sagt er. „Ich möchte ein guter Funktruppführer sein." Uns ist nicht bange darum.



Wie hieß denn DER?

Viele gefährliche Hindernisse stellen sich den Astronauten und dem Roboter während ihrer Expeditionsreise auf dem geheimnisvollen Planeten in den Weg. Die Männer kämpfen gegen Saurier, gegen die Schwäche des vom Sumpffieber gequälten Körpers, gegen die Urgewalt glühender Lava, gegen Kraken und seltsame Pflanzen. Die Kameradschaft der Raumschiffbesatzung aber bewährt sich.

Wie heißt der Titel des Filmes, von dem hier die Rede ist? Schreiben Sie uns das, liebe Filmfreunde, wie immer auf einer Postkarte. Kennmarke (unten) aufkleben. Einsendetermin (Poststempel) 1. September 1963. Unter den Einsendern richtiger Lösungen ermitteln wir durch Los drei Gewinner. Der Juli-Titel hieß: Königskinder. Kosmopsychiaterin war der im Juni-Heft gefragte Beruf.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **„Film gestern und heute". Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert – und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in zwei Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner des Juni-Rätsels sind:

1. Roland Recknagel, Retschow
2. Monika Schrempel, Winkwitz, Meißen
3. Detlef Heupel, Asbach, Schmalkalden

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

Da hat vor 100 Jahren schon je-

1

Ein Bauer, welcher auf dem Felde pflügte, sah einen Erzbischof, seinen Herrn, mit einer Menge von Soldaten vorbeireiten. Er lachte darüber.
Der Fürst fragte ihn, warum er lache.
„Weil es mir wunderbar vorkommt", antwortete der Bauer, „daß ein Erzbischof nicht von Priestern, sondern von Soldaten begleitet wird." — „Freund", erwiderte der Erzbischof, „in der Kirche stelle ich den Erzbischof, und im Felde, an der Spitze meiner Soldaten, den Fürsten vor."
„Ja, ich verstehe es nun", sagte der Bauer, „aber sagt mir doch, wenn der Herr Fürst zum Teufel fährt, wo bleibt denn dann der Herr Erzbischof?"

2

Im Dreißigjährigen Krieg kam ein Trupp Landsknechte in ein Haus auf dem Lande, wo nur eine Mutter mit zwei hübschen Töchtern und die alte Großmutter lebte. Die Landsknechte stellten sich, als ob sie Befehl hätten, Nahrungsmittel zu requirieren. Die weiblichen Bewohner stellten ihre eigene Armut vor und baten, man möchte sie doch davon verschonen.
„Wenn ihr denn nichts geben wollt oder könnt, so müßt ihr uns denn wenigstens auf andere Weise gefällig sein", sagte der Anführer.
„Na, wenn's denn sein muß", sagten die Mädchen, „dann verschont wenigstens unsere Mutter und Großmutter."
„Ach papperlapapp", fuhr letztere dazwischen, „was mischt ihr jungen Dinger euch da hinein, wenn die Soldaten nun Befehl dazu haben?"

3

Auf Inspektionsrundfahrt in einer Küstenstadt sah sich Abraham Lincoln — er war von 1861 bürgerlich-demokratisch gesinnter Präsident der USA — plötzlich vor einem im Bau befindlichen, stark befestigten Verteidigungswerk. Auf seine verwunderte Frage nach dem Zweck dieses Forts bekam er die Antwort, daß die Befestigung gegen die Flotte der Südstaaten errichtet wurde (die damals gar nicht mehr existierte).
„Ich verstehe", sagte Lincoln mit hintergründigem Lächeln, „das geschieht aus dem gleichen Grunde, weswegen die Männer Brüste haben: Für den Fall nämlich, daß sie Kinder kriegen!"

4

Nach der Schlacht bei Marengo sagte ein napoleonischer Offizier zu einem österreichischen: „Sie haben für Geld gekämpft, wir aber für die Ehre!"
„Jeder", antwortete der Österreicher, „ficht für das, was ihm am meisten fehlt."

5

Zu Wellington kam ein Erfinder und bot ihm einen kugelsicheren Panzer an. „Legen Sie ihn an!" sagte Wellington und rief einer Ordonnanz zu: „Ein Gewehr!" Der Erfinder suchte eiligst das Weite.

6

Einem Seeoffizier, welcher bereits ein Bein verloren hatte, wurde bei einer Attacke sein hölzernes Bein weggeschossen, so daß es vom Verdeck herunterfiel. Ein Matrose, welcher glaubte, daß der Offizier frisch verwundet sei, rief den Feldscher. „Nicht doch!" rief der Offizier, „ruft den Zimmermann!"

7

Bei einem Essen sitzt eine junge Dame neben einem Marineleutnant. Der Dame fällt das blasse Aussehen ihres Nachbarn auf und sie sagt teilnahmsvoll: Sie scheinen sich nicht wohl zu fühlen, Leutnant?"
Jener antwortet: „Ich bin wirklich etwas strapaziert. Ist ja auch kein Wunder, habe nämlich die ganze Nacht auf Topp gesessen!"
Die Dame prallt in höchster Verlegenheit zurück. Der Marineleutnant bemerkt ihr Erröten und korrigiert sich schnell: „Aber Gnädigste — ich meine ja selbstredend Schiff-Topp!"

8

Bei einem Manöverball bewundert ein alter Kürassieroffizier die zarten Hände einer neben ihm sitzenden jungen Dame.
„Es kommt eben alles auf die richtige Hautpflege an", bemerkt diese stolz, „ich trage nämlich im Freien unausgesetzt Wildlederhandschuhe."
„Das ist aber merkwürdig", staunt jener, „ich trage schon vierzig Jahre lang wildlederne Hosen und habe doch von jeher 'n Gesäß wie 'n Reibeisen."

9

Hauptmann zum Feldwebel: „Der Dienst heute Nachmittag um vier Uhr fällt aus. Lassen Sie die Leute aber halb vier 'raustreten, denn da ist eine Sonnenfinsternis. Ich werde den Leuten das persönlich erklären. Bei Bewölkung oder Regen in die Turnhalle einrücken."
Feldwebel zum Appell:
„Der Dienst um vier Uhr fällt aus. Auf Befehl des Herrn Hauptmann findet dafür um halb vier auf dem Exerzierplatz eine Sonnenfinsternis statt. Herr Hauptmann werden das selbst vormachen. Bei schlechtem Wetter findet die Übung in der Turnhalle statt!"

10

„Herr Feldwebel, ich möchte gehorsamst bitten, morgen vom Dienst dispensiert zu werden."
„Was ist denn schon wieder los?"
„Immatrikulation, Herr Feldwebel."
„Immer diese religiösen Feiertage!"

11

Unteroffizier: „Einjährigfreiwilliger, wenn ich Sie etwas frage, so antworten Sie, wie es sich gehört, aber nicht so abrupt!"
Der danebenstehende Feldwebel nimmt den Unteroffizier beiseite: „Unteroffizier, wenn Sie schon Fremdworte gebrauchen, dann gebrauchen Sie sie richtig; es heißt nicht abrupt, sondern abjeruppt!"

der laut gelacht

12

„Was sind Sie von Beruf, Einjährigfreiwilliger?"
„Auskultator, Herr Feldwebel!"
„Einjähriger, ich habe Sie nicht gefragt, woher Sie sind, sondern was Sie sind; außerdem heißt es nicht aus Kultator, sondern aus Kalkutta!"

13

„Schütze Berkfeld, Sie tun eine Strafwache! Den Herrn Leutnant, der da eben vorüberging, haben Sie äußerst lässig gegrüßt!"
„Herr Feldwebel, der Leutnant ist doch mein Bruder."
„Das ist ganz egal! Und wenn's Ihr Herr Vater wäre, so müßten Sie doch Respekt vor ihm haben!"

14

„Herr Leutnant waren im Theater?"
„Jewiß, jewiß. Oper von Lortzing. Habe zwar im Olymp jesessen, nich alles genau verstanden, aber trotzdem außerordentlicher Kunstjenuß jewesen. Besonders beeindruckt von Militärarie!"
???
„Wat? Kennen Se nich? ‚O seelig, o seelig, ein Zündloch zu sein!'"

Und noch eine moderne Anekdote:

15

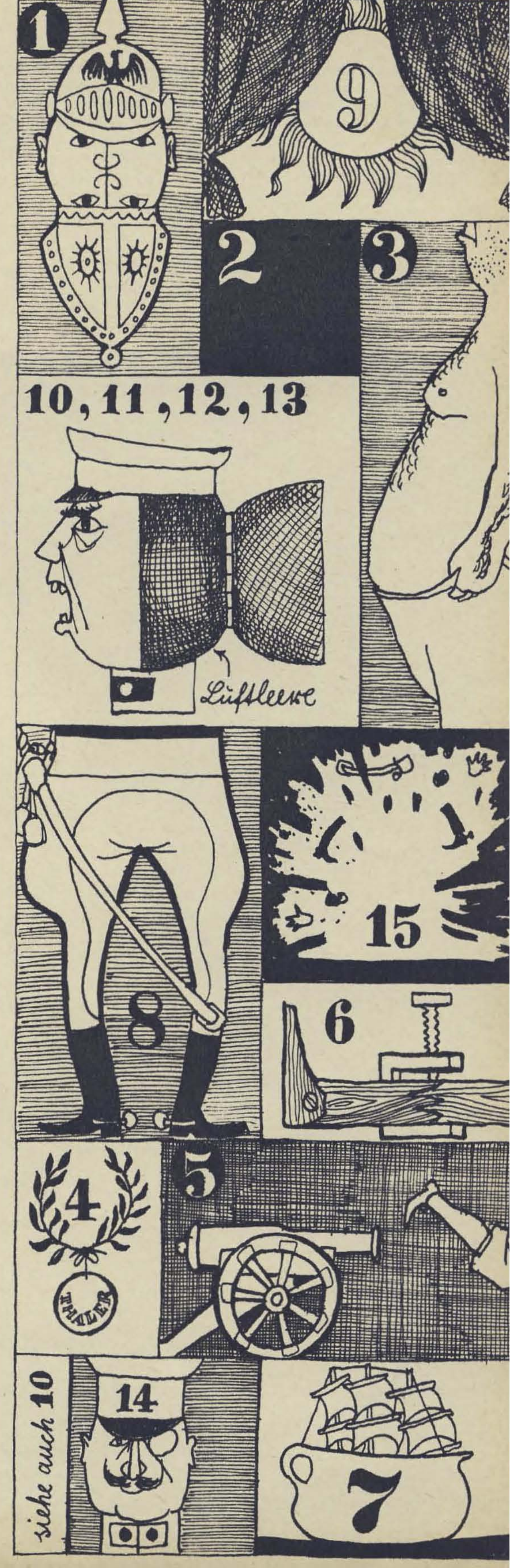
Der bedeutende amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway, Meister der Sprache, Kämpfer gegen Franco und Hitler und als unerbittlicher Kritiker sozialer Mißstände voller Verachtung für den ganzen amerikanischen Betrieb . . ., trat im ersten Weltkrieg als Freiwilliger in die italienische Armee ein. Er hatte darauf bestanden, als einfacher Soldat zu dienen. Nach einiger Zeit kam man dahinter, daß dieser überaus intelligente junge Mann – der übrigens auch ein ausgezeichneter Boxer war – das Gymnasium besucht und ein Universitätsstudium absolviert hatte. Er wird zum Regimentskommandeur befohlen:

„Sie müssen sofort auf die Offiziersschule! Was wollen Sie überhaupt unter der Mannschaft?" Gleichmütig zuckt Hemingway die Achseln. Offizier soll er werden? Auch gut . . . Er war noch nicht drei Tage auf der Schule, da hatte er schon fünf Duellforderungen von arroganten Offizieren, die er durch erbarmungslose Kritik gesellschaftlicher Schwächen auf die Zehen getreten hatte. Er nahm sie alle an und stellte – als der Herausgeforderte – sehr kühl und formell seine Bedingungen:

„Handgranaten, zehn Schritt Distanz . . ."

Noch in der gleichen Woche landete er – mit großem Hallo begrüßt – wieder bei der Mannschaft im Schützengraben. Das Regimentskommando verzichtete darauf, den Mister Hemingway zum Offizier ausbilden zu lassen.

Illustrationen: Horst Bartsch



Der Star, ein Kielboot mit 26 qm Segelfläche, ist die älteste olympische Klasse. Auf ihm gehören Obermeister Wölk (am Steuer) und Maat Koop zum Olympiakader unserer Republik; neben ihnen bereiten sich noch neun andere Genossen auf die Tokioter Spiele vor.



Segel

Von Major K. H. Freitag

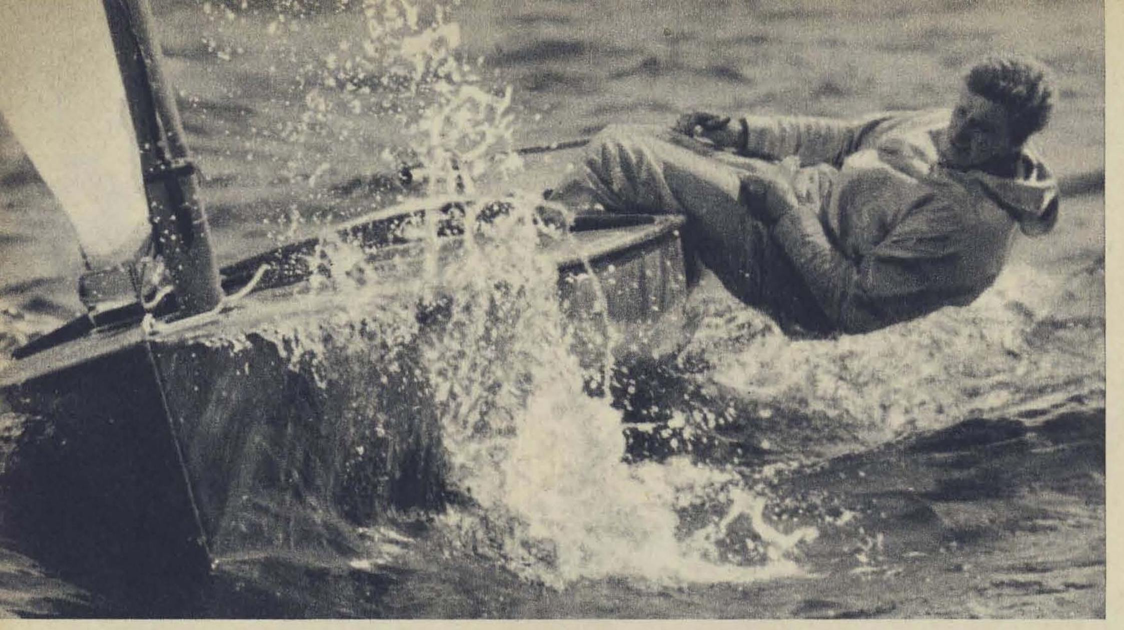
Regatta vor Warnemünde – im Hintergrund der Star, auf dem Peter Saß als Vorschotmann segelt.



blühen weiß am Horizont

Wenn man mit der Rostocker Straßenbahn gemütlich nach Gehlsdorf hinausschuckelt, kann man Vater Saß mitunter im Park der nahe des Schienenstrangs gelegenen Nervenklinik sehen, wie er, im stattlichen Alter von sechzig Jahren, als Krankenpfleger seine Patienten betreut. Mutter Saß zu finden, bereitet noch weniger Schwierigkeiten: Im Außendienst der Deutschen Versicherungsanstalt stehend, ist sie, treppauf – treppab die Versicherungsbeiträge einkassierend, in ganz Gehlsdorf wohlbekannt. Ebenso sind es ihre drei Söhne Walter, Günter und Peter.

Die Saßens sind einfache Leute, strebsam und fleißig, bescheiden und sparsam. Und so hätte man das, was hier gesagt werden soll, früher etwa in folgender Weise gesagt: „Es ist eine einfache Familie, die Jungens aber segeln!" Und das wiederum wäre ein Widerspruch gewesen: Einfache Leute und segeln, ein Unding unter den alten Verhältnissen, da weiße Segel nur am Horizont der Begüterten blühten. Heute hat niemand mehr etwas dagegen, daß die Kinder einfacher Leute den Warnemünder Yachthafen bevölkern und die großen Regatten bestreiten. Seit in unserer Republik der Hauptwiderspruch der alten kapitalistischen Ordnung, die Klassenteilung in Herrschende und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete, beseitigt ist, hat auch der Segelsport seinen früheren Charakter als Luxussport der Bürgersöhnchen, der



Um den Finn-Dinghi, ein Schwertboot mit 10 qm Segelfläche, auszutrimmen, muß man sich schon weit außenbords hängen. Walter Saß, stämmig und schwergewichtig, meistert auch das mit Bravour.

Adelskaste und des feudalen Marineoffizierskorps verloren.
Walter Saß, siebenundzwanzig Jahre alt und Kfz.-Schlosser von Beruf, gehört mit dem drei Jahre jüngeren Günter, ein gelernter Glaser, dem ASK Vorwärts Rostock an. Während Günter Behnke, ihr Cheftrainer, noch von den Regattavereinen der faschistischen Kriegsmarine zu erzählen weiß, wo es nur den Offizieren gestattet war, zu segeln, und er, einer der besten deutschen Drachen-Segler, lediglich deren Boote instandhalten und regattaklar machen durfte, bestimmen heute junge Arbeiter und Bauern das soziale Gesicht der ASK-Segelmannschaft. Nur zwei der sechsundzwanzig Genossen sind Offiziere, neunzehn Unteroffiziere und fünf Matrosen.
Die beiden Gebrüder Saß – Peter, der Dritte in ihrem Bunde, startet für Empor Rostock – sind seit 1958 bei der Volksmarine, derzeit als Obermaat und mit dem Dienstlaufbahnabzeichen der Navigation. Walter, noch ohne Ehegesponst, segelt Finn-Dinghi, also allein; Günter, schon verheiratet, hat sich dem Flying Dutchman verschrieben, segelt also zu zweit, und gehört mit seinem Vorschotmann, Obermatrose Marrek, zum Olympiakader für die Tokioter Spiele.
Gemeinsam haben beide die Teilnahme an fünf Deutschen Meisterschaften, jeweils sechs Auslandsstarts und die Liebe zu ihrem Sport, den ohne materielle Sorgen auszuüben, ihnen die Arbeiter-und-Bauern-Macht ermöglichte, und dessen Schönheit Johannes R. Becher einst mit den Versen pries:

Segel blühen weiß am Horizont,
Hohe Lilien, die sich traumhaft regen,
Und, von einem fernen Licht besonnt,
Sich verneigen, bis sie schräg sich legen . . .

Walter (links) und Günter Saß – das segelnde Bruderpaar aus Gehlsdorf. Günters Segel, das er in der Hand trägt, ist selbst genäht; der Obermaat hat sich dafür extra eine Nähmaschine gekauft, die ihn immerhin 800,– DM kostete.



Bäuchlings auf dem Rasen am Rande des Flugplatzes liegt Unteroffizier Peter Borzeszkowski, ein etwas untersetzter Bursche. Er sieht zu, wie das nächste Flugzeug an den Start rollt. Es ist die 416, „seine“ Maschine, die er als Flugzeugwart betreut. Noch vor wenigen Minuten unterzog er sie der letzten Kontrolle; alles war in Ordnung. Nun hat Peter eine kleine Verschnaufpause. Bald wird der Silbervogel laut aufheulen und über die breite Betonpiste rasen.
Flugdienst heute! Hochbetrieb für Peter und seine Kameraden von der technischen Staffel Richter, die hier Dienst tun. Unaufhörlich bereiten sie die Flugzeuge für den Start vor und führen die fälligen Nachflugkontrollen aus. Peter arbeitet gerne an der Maschine. Längst ist er mit der komplizierten Technik vertraut, die ihm noch vor reichlich einem Jahr ein Buch mit sieben Siegeln war.
Damals, im Frühjahr 1962, wollte er Panzersoldat werden. Flugzeugwart und Unteroffizier? Keine Spur eines solchen Gedankens. Nach anderthalb Jahren Wehrdienst wollte er wieder in seinen Beruf als Elektromonteur zurückgehen.



Verliebt in die Technik

Aber da sagte man ihm bei der Musterung, daß er wegen seines Berufes und seines guten Gesundheitszustandes bei den Luftstreitkräften richtiger am Platze wäre. Spezialist, Flugzeugmechaniker könne er werden. Das hieß aber, sich für wenigstens drei Jahre zu verpflichten! Peter überlegte. Freilich, von Flugzeugen hatte er keine blasse Ahnung. Aber die Technik reizte ihn. Und die drei Jahre? Die Volksarmee braucht gute Spezialisten. Das leuchtete ihm ein. Wenn man also eine Spezialausbildung erhält, kann man nicht nach anderthalb Jahren schon wieder ade sagen. Peter willigte ein, Soldat auf Zeit zu werden.
Die Ausbildung im Lehrgang für Flugzeugmechaniker war ziemlich umfangreich, aber sie erfolgte sehr gründlich. Viele für ihn neue, teils recht komplizierte technische Probleme tauchten auf. Manches, was er sich im Unterricht aufgeschrieben hatte, begriff er nicht sofort. Deshalb büffelte Peter in der Freizeit weiter. Je tiefer er in die Geheimnisse der modernen Flugzeugtechnik eindrang, desto mehr Freude fand er daran. Seine Mühe zahlte sich aus. Noch während des Lehrganges wurde er für seine guten Lernergebnisse vorzeitig zum Gefreiten befördert. Mit einer Zwei im Notendurchschnitt beendete er den Lehrgang.
Peter Borzeszkowski wurde als Mechaniker für Triebwerk und Zelle eingesetzt. Mit dem gleichen Eifer und der gleichen Liebe zur Technik, mit denen er den Lehrgang absolviert hatte, ging er an die Lösung seiner neuen, seiner eigentlichen Aufgaben. Vieles war ihm auch hier zunächst ungewohnt. Aber mit Hilfe seines damaligen Flugzeugwarts, des Feldwebels Bartels, arbeitete er sich schnell ein. Bald verrichtete er selbständig alle wichtigen Tätigkeiten bei der technischen Wartung der Flugzeuge. Schließlich wurde er in Anerkennung seiner gewissenhaften Arbeit als Flugzeugwart eingesetzt.
Der 22jährige Flugzeugwart zeigt stets hohe Arbeitsfreude. So auch an einem Tage während der strengen Frostperiode. Seit fünf Uhr früh arbeitete Peter bei 15 und mehr Minusgraden auf dem Platz. Da fiel am Nachmittag eine Maschine aus, ein Ruder mußte ausgewechselt werden. Nachts sollte sie aber wieder fliegen. Ohne auf die Uhr oder das Thermometer zu sehen, gingen Peter und einige andere Genossen unverzüglich an die Arbeit. Kurz aufwärmen und essen, dann ging es weiter. Gegen Mitternacht war es geschafft. Das Flugzeug rollte an den Start zum Nachtflug.
Peter Borzeszkowski wurde am 7. Jahrestag der NVA zum Unteroffizier befördert. Er kennt seine große Verantwortung als Flugzeugwart und Unteroffizier. Gefechtsbereitschaft heißt für ihn ausgezeichnete technische Wartung und ständige Einsatzbereitschaft „seiner“ 416. Er weiß, von seiner zuverlässigen Arbeit hängen Menschenleben und große materielle Werte ab. Sein Kettentechniker, Leutnant Tscharntke, schätzt seine Arbeit so ein: „Genosse Borzeszkowski legt sein ganzes persönliches Ich in seine Arbeit. Wenn er für den technischen Zustand seiner Maschine unterschreibt, dann kann der Flugzeugführer beruhigt in seine Kabine klettern. Sein Namenszug bürgt für Qualität.“ *R. Dressel*

NACH DIENST in der BASTELECKE

Polytechnik für den Rationalisator (V)

Mit viel Fleiß und Mühe hatte sich Soldat Krause eine Blechplatte abgetrennt. Krumm und verbogen lag sie nun vor ihm. Ich muß sie richten, sagte sich Krause und griff zum Hammer. Glücklicherweise kam sein Freund Erich dazu und konnte ihn gerade noch daran hindern, mit dem schweren Eisenhammer zuzuschlagen.
„Mann", sagte er, „wenn du damit zuhaust, bleiben in der Blechplatte Beulen, die du nicht mehr herausbekommst. Zum Richten mußt du einen Holz- oder Gummihammer nehmen."

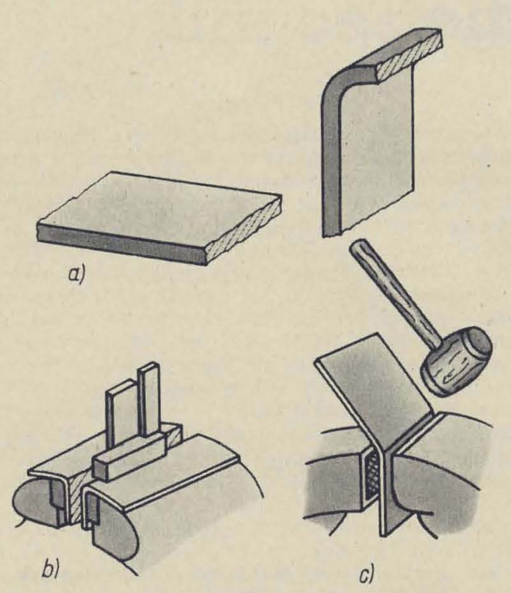


Abbildung 1: Querschnittsveränderung beim Biegen (a), genaues Winkelbiegen mit Hilfe des Anschlagwinkels (b) und Biegen mit dem Holzhammer (c).

Richten und Biegen

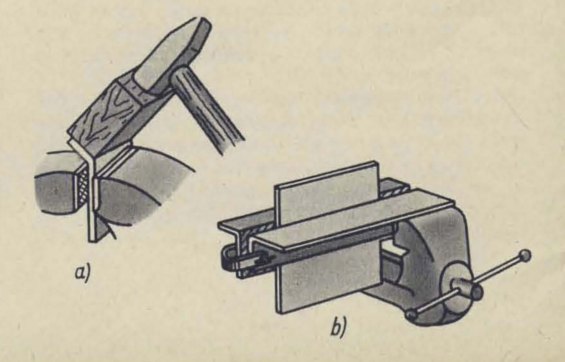
Das Richten dient dazu, die Ebenheit verbogener Bleche und dünner Werkstücke wieder herzustellen, da dünnes Material sich bei der Bearbeitung verbiegt. Das zu richtende Werkstück wird auf eine ebene, harte Unterlage gelegt und durch Hämmern gerichtet. Dazu benutzt man einen Holzhammer oder einen Gummihammer, damit die Oberfläche des Werkstückes nicht beschädigt wird. Bei Verwendung eines normalen Schlosserhammers entstehen auf der Oberfläche kleine Beulen, sogenannte Hammerschläge, die nur schwer wieder zu entfernen sind. Als Unterlage zum Richten wird vorteilhaft eine schwere, ebene Eisenplatte verwendet. Verbogene Drähte werden durch Zug gereckt. Man spannt dazu ein Ende in den Schraubstock, wickelt den Draht einmal um ein Feilenheft oder um den Hammerstiel und zieht den Draht straff durch, indem man sich vom Schraubstock entfernt.
Zum Biegen eignen sich nicht alle metallischen Werkstoffe in gleicher Weise. Bleche aus Aluminium, Messing, Kupfer und Eisen lassen sich gut biegen. Aber Stahl mit einem größeren Kohlenstoffgehalt, Grauguß oder hartes Duralblech lassen sich nicht ohne weiteres biegen, da diese Werkstoffe im Normalzustand zu spröde sind. Durch das Biegen tritt ja eine Verformung des Werkstückes in der Biegekante auf (Abbildung 1a), was bei spröden Werkstoffen zum Bruch führt. An der Innenseite der Biegekante wird der Werkstoff gestaucht, an der Außenseite dagegen gedehnt. Diese Änderungen durch Stauchung und Dehnung muß man deshalb auch berücksichtigen, wenn man einen Biegevorgang nach einer Maßskizze durchführen will. Bei rechtwinkligen Biegekanten gibt man meist die Außenmaße und den Biegeradius an. Für die Errechnung der benötigten Materiallänge addiert man die einzelnen angegebenen Längen und zieht von der Summe die durch das Biegen entstehende Verkürzung ab. Diese Verkürzung erhält man aus der Beziehung

$$V = 0{,}5\,r + 1{,}25\,d$$

V = Verkürzung; r = Biegeradius; d = Materialstärke.

Bekanntlich werden Bleche durch einen Walzvorgang hergestellt. Dabei tritt in Walzrichtung eine größere Verfestigung des Werkstoffes auf als in der Querrichtung. Das ist beim Biegen von Blechen unbedingt zu beachten. Man soll deshalb immer senkrecht zur Walzrichtung biegen, um Bruchgefahr zu vermeiden. Läßt sich das Biegen parallel zur Walzrichtung nicht umgehen, so ist

Abbildung 2: Mit dem Eisenhammer wird über einen Holzklotz geschlagen (a), längere Bleche werden zwischen zwei Winkelschienen gespannt (b).



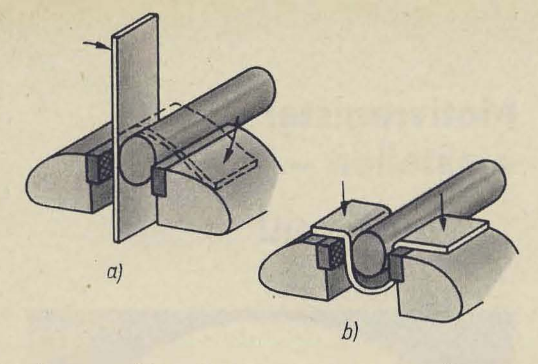


Abbildung 3: Vorbiegen (a) und Fertigbiegen (b) einer Rohrschelle.

auf jeden Fall ein größerer Biegeradius zu wählen.

Kleinere Werkstücke spannt man in den Schraubstock und biegt sie durch kräftige Schläge mit einem Holz- bzw. Gummihammer (Abbildung 1c). Steht nur ein Schlosserhammer zur Verfügung, so benutzt man einen Holzklotz als Zwischenlage, um Beschädigungen der Oberfläche des Werkstoffes zu vermeiden (Abbildung 2a). Die senkrechte Lage des Werkstückes wird, z. B. beim Biegen eines Winkels, mit dem Anschlagwinkel kontrolliert (Abbildung 1b). Bei weichen Werkstoffen legt man in den Schraubstock Schutzbacken aus Aluminium oder Holz ein, um Beschädigungen zu vermeiden. Zum Biegen wird das Werkstück so in den Schraubstock gespannt, daß die Biegelinie mit den Backenkanten des Schraubstocks übereinstimmt. Ist die Biegekante länger als die Backenbreite des Schraubstockes, so spannt man das Blech zwischen zwei Winkelschienen (Abbildung 2b). Auf der einen Seite werden diese in den Schraubstock gespannt, am anderen Ende wird mit einem Feilkloben geklemmt.

In der industriellen Fertigung benutzt man zum Biegen größerer Bleche eine Abkantbank. Aber nicht in allen Fällen hat man eine solche zur Verfügung. Mit zwei nicht zu schwachen Winkelschienen kann man sich aber behelfen.

Zum Biegen von Schellen oder anderen runden Teilen benutzt man ein entsprechendes Stück Rundmaterial aus Eisen (Abbildung 3a). Man biegt bei der Schelle erst einen Halbkreis, spannt das Material in der geforderten Höhe in den Schraubstock und biegt dann die Schellenfüße winkelig.

Für das Biegen von Drähten benutzt man eine Rundzange. Eine Drahtöse biegt man damit stückchenweise, bis das Drahtende den Draht wieder berührt. Anschließend richtet man die Öse auf Drahtmitte. Zum Wickeln von Zug- oder Druckfedern benutzt man einen Wickeldorn, der einen um etwa 20 Prozent kleineren Durchmesser besitzt, als der Federinnendurchmesser beträgt. Der Wickeldorn wird zwischen zwei Holzbacken in den Schraubstock gespannt und der Federdraht durch Drehen aufgewickelt.

Ing. Schubert

Das FOTO für Sie

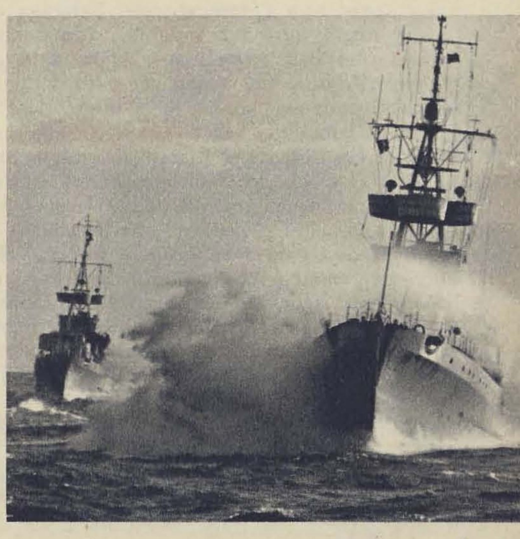
Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 8/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3

„Mir hat's gereicht!"

(Fortsetzung von Seite 50)

nen, daß dieser MAD-Spitzel für einige Minuten in der bewußten Kneipe auftauchte. Der muß mich für dümmer gehalten haben, als er selbst war.

Das Maß ist voll

Natürlich wollte ich unter diesen Umständen von dieser Einheit weg. Ich hatte schon früher zweimal Versetzungsgesuche eingereicht mit der Begründung, mich in einer Instandsetzungseinheit qualifizieren zu wollen oder auf Unteroffizierslehrgang zu kommen: hier als Geschützfahrer war man auf einem toten Gleis. Die Reklame mit den Aufstiegsmöglichkeiten hatte getrogen. Meine Gesuche wurden immer abgelehnt, weil angeblich zu wenig Fahrer in der Batterie seien. Schließlich ging ich zum Bataillonskommandeur und stellte ihm mein Anliegen vor. Wirklich – einige Wochen später wurde ich zu einem Speziallehrgang für Fernspäher abkommandiert.
Das war zwar nicht das, was ich eigentlich wollte, aber ich war froh, vom „Sadisten" Abschied nehmen zu können und vielleicht war der irgendwie auch froh, mich loszuwerden. Doch ich traute dem Frieden nicht recht. Diese Versetzung zu diesem Lehrgang ging mir irgendwie zu reibungslos, zu schnell. Na, der Schuß aus dem Hinterhalt kam ja denn auch nach.
Jeder der Lehrgangsteilnehmer wurde einige Tage einer harten Aufnahmeprüfung unterworfen. Viele mußten wieder gehen, schließlich blieben nur noch 28 Teilnehmer übrig, darunter auch ich.
Es vergingen etwa zwei Monate, da wurde ich eines Tages zum Lehrgangsleiter befohlen und der eröffnete mir, daß nunmehr von meinem Batteriechef das disziplinare Führungszeugnis eingetroffen sei. Auf Grund der darin enthaltenen Einschätzung könne man mich nicht im Lehrgang behalten.
Das war ein Blitz aus heiterem Himmel – prost Mahlzeit! Da habe ich denn nicht lange überlegt, habe meine Sachen gepackt und bin losgefahren – in die Deutsche Demokratische Republik.
Heute frage ich mich manchmal, warum ich es überhaupt solange ausgehalten habe. Aber wenn ich es recht bedenke, so waren diese Jahre in der Bundeswehr keine verlorene Zeit. Ich habe dort drastisch und relativ schnell eine Lektion über den wahren Charakter der Bonner Demokratie erhalten und Einsichten gewonnen, zu denen ich sonst vielleicht erst viel später gekommen wäre. Mein Leben liegt noch vor mir, ein Leben in der DDR, wo der einzelne mit ruhigem Gewissen arbeiten kann und bei guter Arbeit auch Anerkennung und Förderung durch den Staat erhält.



Soldaten schreiben für Soldaten



Der Hahn von Cattaro

Wir mochten zwanzig begeisterte Laienspieler gewesen sein. Darsteller im Uniformrock – der Glanz unserer Offiziersschule.

Eines Tages fuhren wir – Schauspieler und Kulissen – nach Dresden zum Bezirksausscheid. Während der Fahrt erklangen revolutionäre Matrosen- und Arbeiterlieder. So wollten es auch unsere Rollen: revolutionäre Matrosen aus Friedrich Wolfs „Matrosen von Cattaro".

Im Hotel ruhten wir uns etwas aus. Dann zogen meine zwei Freunde und ich los. Bei einem Spaziergang an der Elbe wurden wir von dem anpreisenden Geschrei eines Losverkäufers angezogen. Hannek kaufte sechs der kleinen Papierröllchen. Siehe da, das fünfte Los trug die Nummer 200. Ich sah Hanneks Brust um Zentimeter anschwellen.

– Der Gong ertönte. Stille trat ein. Donnernd verkündete der Mann an der Tombola:

„Und wieder ein Hauptgewinn. Ein wunderschöner fetter Suppenhahn!"

Verdammt und zugenäht, ausgerechnet ein Hahn! Was sollten wir mit dem Federvieh anfangen? Aber der glückliche Gewinner schien einer anderen Meinung zu sein. Wir zogen, das liebe Tierchen in einen geräumigen Karton gesperrt, in das Hotel zurück.

Wir hatten drei bis vier Stunden geschlafen. Plötzlich wurden wir von einem Höllenlärm geweckt. Der Hahn war außer sich. Klatschend schlug er mit den Flügeln gegen sein Gefängnis und krähte ununterbrochen. – Ratlos schauten wir uns an, bis Hannek aus dem Bett stieg und zum Waschbecken schritt, eines der Zahnputzgläser mit Wasser füllte und es dem Hahn gab. Die Wirkung blieb nicht aus. Der Hahn hatte anscheinend sein Ziel erreicht. Er wurde ruhig. Wir hörten noch ein paar Wassertropfen auf den Pappboden plantschen, dann schliefen wir wieder ein. Glänzender Sonnenschein machte mich wach. Frohgelaunt wollte ich das Bein vor das Bett stellen, als mich ein Schock von dieser Absicht abhielt. Mein Bein schwebte noch immer zwischen Bettkante und Vorleger. Einfach unglaublich, was sich vor meinen Augen abspielte. Hanneks Hahn ließ gerade vom Kleiderschrank ein krummes Ei auf den Läufer fallen. Vom Aufschlag aus dem Schlaf gerissen, fuhr Hannek erschrocken auf.

Unterdessen flatterte der Hahn auf einen Stuhl. Beiderseitiges Zuzwinkern, ein lautes Krähen, und der Gegner hockte im nächsten Moment auf der Gardinenstange. Welche Schande für zwei künftige Offiziere! Hier halfen nur List und Tücke.

Wir rückten den Tisch an das Fenster, stellten einen Stuhl darauf, und Hannek stieg, gackernde Locklaute ausstoßend, hinauf.

Er griff nach dem Ausreißer, aber erwischte nur noch eine prächtige Schwanzfeder. Mit einer gekonnten Kurve flog der Gockel in die Nähe der Tür.

Die Tür wurde aufgerissen. Werner schaute herein. Wir gingen erneut zum Angriff über. Der Hahn wußte in seiner Ratlosigkeit zunächst nicht wohin. Vor ihm ein Gegner, im Rücken gleich zwei. Er entschloß sich, dem Instinkt folgend, den einen anzugehen und entwischte durch Werners Beine auf den Gang. Ohne weitere Bedenken nahmen wir die Verfolgung auf. Aus einer der vielen Türen trat eine ältere Dame. Erschrocken, bleich wie eine Kalkwand, floh sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei in ihr

Zimmer zurück. Am Gangende fingen wir den Hahn. Er wanderte in sein Gefängnis zurück und mit uns dann zum Auftrittsort.

Mag sein, daß an der weiteren Panne Wettbewerbsteilnehmer anderer Zirkel Schuld trugen. Das ließ sich nachher nicht mehr ergründen.

Wir Matrosen der K.u.K. (natürlich nur während der Aufführung) rotteten uns gerade zusammen und schleuderten den königlichen Offizieren harte Worte der Unzufriedenheit an den Kopf. Ein Matrose (von Hannek dargestellt) schrie:

„Wir haben heute wieder nur Stacheldraht und Fußlappen . . .!“

Hier brach er ab, denn hoch erhobenen Hauptes spazierte unser Geflügelzüchterwunder über Deck und sagte etwas Unverständliches im Hahnendeutsch.

Der Fregattenkapitän (einer unserer Lehrer) starrte, keines Wortes mächtig, auf den Dahinschreitenden.

Hannek erfaßte als erster wieder die Situation und schrie weiter:

„Sogar Hühner fressen die Heuchler! Da ist der Beweis!“ und zeigte auf den Hahn.

Die Jury schaute sich an und lachte herzlich. Zur Auswertung bekamen wir wegen des findigen Spiels den ersten Platz zugesprochen.

Aber der Hahn wurde auf der Straße an ein altes Mütterchen verschenkt und beendete somit seine kurze Schauspielkarriere. *Mircea Tudan*

Der "alte Nassauer"

Stabsgefreiter Bellmann hockte allein vor dem Tisch mit dem Telefon. Still war es auf dem Flur, langweilig still. Die Batterie stand auf Wache. Kramer, der Läufer, war unterwegs zur Küche und mit ihm die Möglichkeit zu einer Partie Schach oder Domino oder Sechsundsechzig. Vor allem fehlten Bellmann die Zigaretten. Er hätte tagelang in einem Bunker ausgehalten und allein, wenn er nur Zigaretten hatte. Daß er vergessen hatte, sich von Kramer welche geben zu lassen, ärgerte ihn bis zu dem Einfall, durchs Telefon SOS zu rufen. Er wählte die Nummer der Hauptwache.

„Hempel“, meldete sich eine Stimme, militärisch kurz.

„Ah, Hempel, alter Nassauer“, rief Bellmann hocherfreut, daß sich der Richtkanonier des Nachbargeschützes meldete, ein Dubec-Raucher.

„Was heißt das. Wer spricht denn dort?“

„Ah so. Bellmann! Hör mal, du feiner Schlot. Ich krieg' schon keine Luft mehr. Nicht ein Wölkchen Tabak im ganzen Flur. Hast du noch 'n Krümel für mich übrig?“

„Das ist doch . . .“



„Komm, komm, Dicker. Wie oft hast du mein Etui gestraft. Erinnere dich, erst vorige Woche beim Nachtschießen hab' ich die letzte mit dir geteilt. Gib mir wenigstens diese halbe wieder, alter Geizkragen. Bring mir 'ne Dubec, ich kann nicht weg hier und liege in den letzten Zügen. Wie? Ich verstehe nicht, was du da quasselst. Wir blockieren doch die Leitung. Also, komm her! Aber beeil dich, du Gammler!“

Bellmann rieb sich zufrieden die Hände. Den Aschenbecher kippte er aus, wischte ihn mit einem Zeitungsbogen sauber. Es dauerte nicht lange und die Scheiben der Haustür klapperten. Schritte eilten die Stufen bis zum Flur hoch. Aber nicht Hempel kam, sondern ein Oberstleutnant, ein kleiner dicker Stabsoffizier, der vor zwei Tagen mit einer Inspektion hier eingetroffen war.

Als Bellmann Meldung machen wollte, winkte er ab und setzte sich auf den Stuhl des Stabsgefreiten.

„Haben Sie Feuer?“ fragte er.

Bellmann schoß strahlend seine Feuerzeugpistole ab. Der Oberstleutnant legte die Mütze auf den Tisch, brachte ein silbernes Zigarettenetui hervor. Dessen Mundwinkel zuckten bei dem Gedanken, daß der Oberstleutnant mindestens „Inka“ rauchte. Mit einer geschickten Bewegung des nikotinbraunen Daumens schnappte der Offizier das Etui auf. Bellmanns rechte Hand fiel vor Schreck nach unten an die Hosennaht. Die linke Hand wackelte das Flämmchen der Pistole aus. – Im Etui lag eine halbe Zigarette.

„Ich rauche nur Casino“, sagte der Oberstleutnant lächelnd, „nie Dubec. Da, die halbe vom letzten Nachtschießen zurück, alter Nassauer.“

Auf dem Boden des Etuis war eingraviert:

„Oberstleutnant Hempel für ausgezeichnete Leistungen.“ *Oberleutnant Walter Flegel*

Ein Kavalier

Es war im Monat Juli, an einem jener Sommerabende, die man im vergangenen Jahr so selten fand. Ich hatte noch keine rechte Lust zum Schlafen und überredete meine Freundin, die faul auf dem Bett lag, mit ins Strandcafé zum Tanz zu kommen. Sie willigte auch ein, und so zogen wir beide ein hübsches Kleid an, frisierten uns gegenseitig und gingen dann los.

Auf der Promenade in Göhren, wo wir uns befanden, herrschte reger Betrieb, und nur mit Mühe bekamen wir noch zwei Plätze auf der Terrasse. Gisela und ich bestellten uns ein Glas Most und schauten uns dann ein wenig um.

Der nächste Tanz war ein temperamentvoller Boogie. Hei, wie da die Röcke flogen! Ich tanze am liebsten ganz flotte Sachen oder auch, im Gegensatz dazu, einen langsamen Walzer. Beim Boogie kann man so richtig sein Temperament zeigen, beim Walzer aber herrlich träumen. Der Tanz war zu Ende, und mein Partner brachte mich auf den Platz zurück. Gisela kam auch am Arm ihres Herrn. Hinter vorgehaltener Hand kicherte sie schon von weitem.

„Was ist denn nun geschehen?“ dachte ich und schaute sie neugierig fragend an.

„Was denkst du, was mir passiert ist?“ Sie lachte wieder, allerdings etwas gezwungen, und um die Sache mit Absicht ins Lächerliche zu ziehen. „Ich habe einen Absatz verloren.“

Gisela hob ein wenig den rechten Fuß in die Höhe, und ich sah drei Nägel daraus hervorspießen.

Erst mußte ich natürlich auch mal lachen, denn die Angelegenheit war ziemlich komisch.

„Was mache ich nun bloß?“ klagte Gisela.

„Hast du wenigstens das Absatzplättchen?“

„Nein, eben nicht.“

Zusammen gingen wir, Gisela hinkte infolge der Nägel ein wenig, über das Parkett, und welch ein Glück, am Rande fanden wir das unscheinbare, in diesem Moment aber so wichtige Stück Leder. Befreit atmeten wir auf. Einen Hammer zum Annageln würde uns schon der Hausmeister geben. Ja, so dachten wir, aber erst suchten wir wer weiß wie lange nach jenem Mann, und als wir ihn endlich gefunden hatten, besaß er keinen Hammer. Da war guter Rat teuer. Heimgehen wollten wir ja auch noch nicht, hatten wir doch erst eine Tour getanzt.

Durch unsere Sucherei war eine große Anzahl Menschen auf unser Mißgeschick aufmerksam geworden, die nun alle im Flur um uns herumstanden. Plötzlich trat ein uns gänzlich unbekannter junger Mann in der Uniform der Nationalen Volksarmee auf meine Freundin zu und sagte: „Geben Sie mir Ihren Schuh, meine Oma wohnt hier in der Nähe und ich kann Ihnen den Absatz wieder annageln.“

Wir mußten ihn wohl ein bißchen ungläubig oder gar mißtrauisch angesehen haben, denn unser Kavalier fügte hinzu:

„Sie können mir ruhig den Schuh geben, ich bringe ihn wirklich zurück. – Da, nehmen Sie meine Geldbörse als Pfand. In zehn Minuten bin ich wieder da.“

Dies alles war so schnell vor sich gegangen, daß wir gar nicht viel einwenden konnten. Aber was hätten wir auch schon anderes tun können! Ehrlich gesagt, ein wenig bangten wir um unseren Schuh, aber hatte uns jener Unbekannte nicht seine Geldbörse zurückgelassen, in der sich, wie wir uns unerlaubter Weise überzeugten, dreißig Mark befanden?

Die Zeit verrann. Besucher spotteten. Wir sahen sie nicht an. Spotten konnte jeder, aber helfen, das taten nur wenige. Es waren genau zwölf Minuten vergangen, seitdem der junge Soldat uns verlassen hatte, als dieser auch schon durch die Tür trat. In seiner Hand hielt er den reparierten Schuh. Uns fiel ein Stein vom Herzen, und wir bedankten uns vielmals. Gisela wollte ihm für seine Gefälligkeit etwas geben, doch der Soldat wehrte ab und ging in den Saal zurück. Nicht einmal seinen Namen konnten wir erfahren. Aber deshalb werden wir ihn trotzdem nicht vergessen, sondern immer mit netten Worten an ihn und sein Handeln zurückdenken.

Und all denen, die behaupten, Kavaliere seien heutzutage Märchengestalten, rufen wir zu: „Das ist nicht wahr! Es gibt doch noch Kavaliere!“

Anne-Lore Urban



Illustrationen: Harri Parschau



Die Nacht der Pioniere

Wie Glühwürmchen geistern rote und grüne Lichtpunkte durch die Nacht. Verhaltene Rufe und Kommandos mischen sich in das Klopfen der im Geländegang fahrenden Diesel. Das Pionierbataillon hat das Ufer des Flusses erreicht, über den noch vor Einbruch der Nacht die Panzer der im Kampf stehenden Truppenteile hinwegschwammen oder ihn auf dem Grund durchfuhren. Der Lärm des Gefechts ist noch von Nordwesten zu hören. Der Widerschein der Abschüsse zuckt wie Wetterleuchten am Horizont und läßt für Bruchteile von Sekunden das emsige Treiben am diesseitigen Ufer erkennen. Ponton um Ponton wird ins Wasser geworfen. Eilig legen die Soldaten die sechs Zentner schweren Streckträger aus, fahren Fährenteile ein; hastig greifen flinke Hände nach den Rödelbolzen und verbinden die Teile zu ganzen Fähren.

Man sieht kaum die Hand vor Augen. Beste Tarnung für das Vorhaben der Pioniere, einen 50-to-Fähren-Übersetzpunkt zu bauen, aber für die Arbeit wenig förderlich. In 40 Minuten sollen hier Teile der Mot.-Schützen-Division, Artillerie und Rückwärtige Dienste übergesetzt werden, dringend benötigte Unterstützung für die kämpfende erste Staffel. Von jedem Pionier hängt der Erfolg der Division ab. Minuten, sonst schnell durchlebt, werden gezählt. x*)+28, x+29, x+30 – die erste Fähre ist fertig und legt an der in 20 Minuten errichteten Bockstrecke an. Die Normen wurden unter diesen schwierigen Bedingungen weit unterboten.

Unwahrscheinlich? Um der Wahrheit gerecht zu werden, sei erklärt, daß die „kämpfende Division" nur in der für die Übung des Pionierbataillons gegebenen Lage existierte. Das „Wetterleuchten" aber war tatsächlicher Widerschein von Abschüssen aus Kanonen auf dem nahe gelegenen Schießplatz.

Die Leistung der Pioniere ist Tatsache. Aber wie war sie möglich? Hier die Meinung des Genossen Oberfeldwebel Lehn, Träger der Verdienstmedaille der NVA in Bronze, dessen Zug die Bockstrecke baute: „Wir haben immer im fließenden Gewässer trainiert und nicht im See vor der Haustür." Einer seiner Soldaten, der Gefreite Kassebaum sagt: „Es war unsere letzte Übung, bevor wir in Reserve gehen. Da haben wir nochmals kräftig zugepackt. Man muß die Zeit nutzen und auch in den letzten Tagen voll da sein. Ich werde studieren. Da erwarte ich von unserem Staat ja auch, daß er mir bis zum Diplom seine ganze Fürsorge gibt!" Und der Kompaniechef, Oberleutnant Wenzel: „Wir sprachen mit jedem einzelnen über seinen Beitrag, den er geben muß. Das Ergebnis war, daß alle Züge Verpflichtungen übernahmen und sie erfüllten."

E. Gebauer

Je nach Beschaffenheit der Ufer müssen die Pioniere manchmal bis zur Brust im Wasser stehen, wenn sie die Träger für die Bockstrecke auslegen. Die Bockstrecke verbindet die Pontonbrücke mit dem Ufer oder ist Anlegepunkt für die Fähren. ▶

*) Mit x wird der Zeitpunkt angegeben, an dem eine Handlung beginnt.

◀ Bis weit über die Achsen fährt der G 5 in den Fluß, um nach kurzem Bremsen den Ponton abzuwerfen. Der Fahrer muß schon etwas können, um sein Fahrzeug aus dem Uferschlamm wieder herauszubekommen.

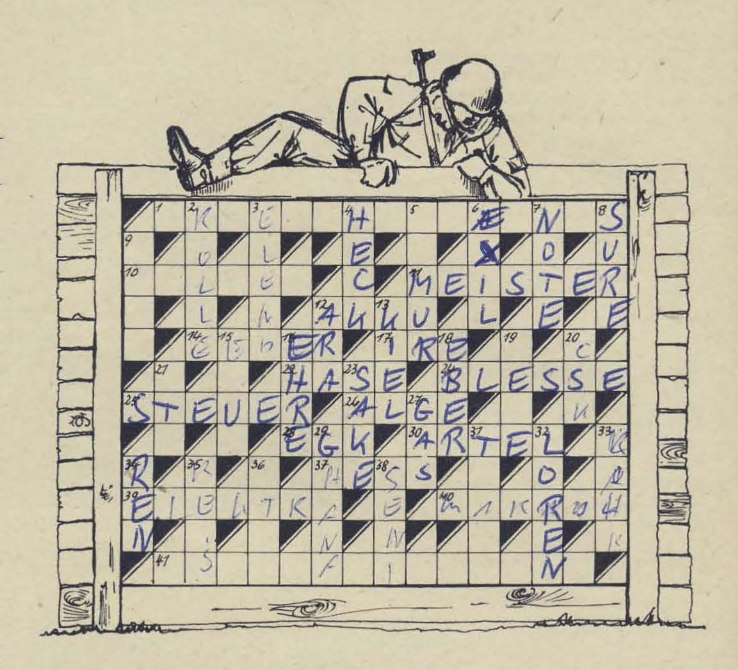


Der abgeworfene Ponton ▶ wird an der Leine gehalten und in eine günstige Lage bugsiert, sonst reißt ihn die Strömung mit.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Teil der Gefechtsbahn, 10. Teil des Karabiners, 11. Dienstgrad bei der Volksmarine, 12. Stromspeicher, 14. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 17. Inselbewohner, 22. Nagetier, 24. weißer Stirnfleck, 25. Lenkvorrichtung, 26. Wasserpflanze, 28. Komponist der Oper „Der Revisor", 30. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 37. österreich. Physiker, entdeckte 1912 die Höhenstrahlung, 39. Oper von R. Strauß, 40. Schreitvogel, 41. Teil der Sturmbahn.

Senkrecht: 2. Kunstflugfigur, 3. Kurort im Harz, 4. hinterer Teil des Panzers, 5. Stadt in Belgien, 6. Verbannungsort, 7. dipl. Schriftstück, 8. Teil des Korans, 9. größte Insel der westschott. Inneren Hebriden, 13. Papagei, 15. Teil des Schiffes, 15. Stadt in Nordspanien, 16. ethischer Begriff, 18. Zuchttier, 20. Jugendorganisation in der CSSR, 21. rum. Jugendorganisation, 23. Reisschnaps, 27. Brennstoff, 29. Staat in Afrika, 31. hervor. sowj. Turner, 32. ital. Filmschauspielerin, 33. Teil des Geschützes, 34. Hirschort, 35. Erfinder des Fernsprechers, 36. altgriech. Philosophenschule, 38. Astrolog Wallensteins.



BUCHSTABENSTREICHEN

Tatra – Kadi – Option – Linde – Meran – Creme – Lehar – Tesla – Azur – Seiner – Bande – Ernst – Spitz – Zeder – Else – Pforte – Schere – Tittes – Zaun – Marke – Schiene – Trent

Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die übrigen Buchstaben ergeben – aneinandergereiht – einen Ausspruch Schornhorsts.





Hinterhand gewinnt beim Bierlachs mit abgebildetem Blatt einen Grand Hand mit 61 Augen bei folgendem Spielverlauf: V: Kreuz As, 9, 7; V: Kreuz Dame, Pik Bube, Kreuz 10; M: Karo König, Pik 9, Karo As; V: Pik As, 10, Karo Bube; H: Herz König, Pik König, Herz 10; den Rest erhält Hinterhand. Im Skat liegen Kreuz König und Herz 8. Bei welchem Spielverlauf verliert Hinterhand sein Spiel?

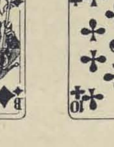
Kartenverteilung: V: Kreuz As, Dame, 8; Pik As, König, 7; Karo As, Dame, 9, 8.

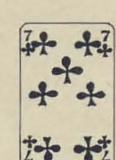
M: Pik Bube; Kreuz 9; Pik 10, Dame, 8; Herz 10, Dame; Karo 10, König, 7.

H: Kreuz Bube, Herz Bube, Karo Bube; Kreuz 10, 7; Pik 9; Herz As, König, 9, 7.

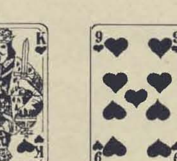










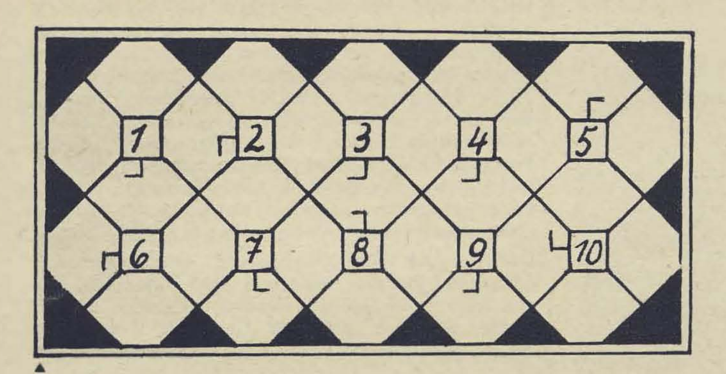




ZAHLENFELD

	1	2	3	4	5	
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31	32	33
34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47
48	49	50	51	52	53	54
	55	56	57	58	59	

Jede Zahl ein Buchstabe, der in das betreffende Feld eingetragen wird. Bei richtiger Lösung ergeben die Felder 1–59 einen Grundsatz zur Führungstätigkeit.



FLIESENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld. Bei richtiger Lösung ergeben die oberen und unteren waagerechten Felder den Namen eines Funktionärs der deutschen Arbeiterklasse.

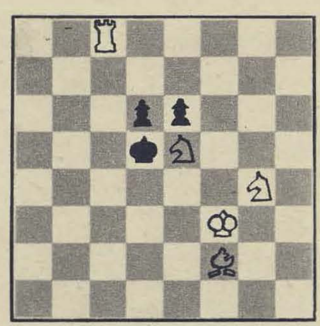
1. meteorolog. Begriff, 2. Raum zwischen zwei Zügen im Lauf, 3. Wasserpflanze, 4. Sportmannschaft, 5. Gleichklang, 6. Einheit der elektr. Leistung, 7. Verbindungsstift, 8. Oper von Verdi, 9. Teilbetrag, 10. Nadelbaum.

NEUER ANFANG

Ente – Unger – Tolle – Land – Pille – Pike – Inder – Glut – Urfa – Inka

Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe an den Anfang der Wörter zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen eines hervorragenden deutschen Militärtheoretikers.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Ein raffinierter Läuferzug offenbart uns die großartige Konstruktion dieser schweren Aufgabe.

Verfasser O. Dehler.

Stellungsbild: Weiß: Kf3, Tc8, Lf2, Se5, Sg4 (fünf Steine). Schwarz: Kd5, Bd6, e6 (drei Steine).

BAUSTEINCHEN

Die Steinchen sind so zu ordnen, daß sie einen Ausspruch des deutschen Schriftstellers Peter Kost ergeben.



8, 2, 37, 52, 45, 4, 14, 3, 44, 47 Hieb- und Stichwaffe des Mittelalters; 24, 32, 34, 14, 53 Motorsportveranstaltung; 22, 58, 6, 14, 49, 56, 17, 46, 10, 50 Waffengattung; 1, 41, 13, 31, 42 Rechtschreibbuch; 14, 16, 50, 28, 43 Teil der Pistole; 26, 55, 23, 2, 29 Hohlmaß; 27, 33, 5, 38, 59 deutscher Schriftsteller; 30, 7, 35, 15, 39, 40, 9, 57, 11, 18 Teil des Geschützes; 21, 48, 42, 51 Sprengsperrmittel.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1963

SKAT: 1. V. Karo König, M. Herz Bube, H. Kreuz 7; 2. M. Pik Bube, H. Karo Bube V. Karo 7; 3. M. Herz As, H. Pik 7, V. Herz 9; 4. M Herz 7, H. Kreuz As, V. Herz 10; 5. V. Karo Dame, M. Pik Dame, H. Kreuz König; 6. V. Karo 10, M. Pik König, H. Pik As. Die restlichen Stiche bekommt Mittelhand. Gedrückt wurden Karo As und Pik 10.

ORNAMENT: 1. Kezel, 2. Oleum, 3. Summe, 4. Times, 5. Amati, 6. Moron, 7. Ruder, 8. Route, 9. Baker, 10. Karst, 11. Küste, 12. Acker, 13. Karat, 14. Etage – „Kommandobrücke".

IM VERSTECK: Die Verletzung der Normen der Gefechtsbereitschaft ist gleichzusetzen mit dem Tode.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Kette, 7. Orden, 10. Brustwehr, 11. Lager, 12. Alarm, 13. Operation, 18. Agra, 21. Mako, 23. Salut, 24. Gotha, 25. Pest, 26. Eta, 28. Korn, 29. Reep, 31. Anno, 32. Kano, 33. Order, 34. Reue, 35. Noll, 37. Abbe, 39. Liga, 40. All, 42. Nock, 43. Unger, 44. Artek, 45. Arat, 47. Oder, 50. Kugelfang, 55. Lotse, 56. Lunte, 57. Krupskaja, 58. Sinus, 59. Sorte.

Senkrecht: 1. Kalka, 2. Tiger, 3. Ebro, 4. Kufe, 5. Stoa, 6. Kemi, 7. Oran, 8. Drama, 9. Nambo, 14. Pelle, 15. Rute, 16. Toga, 17. Oktan, 19. Grenadier, 20. Astronaut, 21. Makarenko, 22. Kartusche, 27. Tadel, 30. Pol, 31. Ara, 36. Logau, 38. Beton, 40. Arie, 41. Lauf, 45. Atlas, 46. Astron, 48. Dinar, 49. Riege, 50. Keks, 51. Grus, 52. Lost, 53. Adam, 54. Glas.

SILBENRÄTSEL: 1. Kutusow, 2. Ostrowski, 3. Sowchos, 4. Majakowski, 5. Ogonjok, 6. Dunajewski, 7. Ehrenburg, 8. Margolin, 9. Jenissei, 10. Ashajew, 11. Nikita, 12. Subbotnik, 13. Kalinin, 14. Astrachan, 15. Jalta, 16. Altai – „Kosmodemjanskaja".

BILDERRÄTSEL „Willst du vorm Gegner sicher sein, grab dich mit dem Spaten ein."

SCHACH: Weiß: Kd7, Sa4, Sb6, Ba3, b2, c6, d3 – Schwarz: Kb5, Ba5, a7, b3.
Zweizüger von W. Roese.
1. Sd5 Ka4: 2. Sc3 matt, 1. . . . Ka6 2. Sc7 matt, 1. . . . a6 2. Sdc3 matt.

ARMEE Rundschau

HEFT 8
AUGUST 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986, Telefon 63 09 18 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef W[illegible]er, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. Juli 1963

Fotos: Gebauer (18), Titel, Rücktitel, S. 14, 15, 27, 39, 40, 41, 67, 76, 77; Freitag (1) S. 1; Zentralbild (6) S. 4, 16, 17, 37; Zühlsdorf (6) S. 6, 7, 8; Fukatsch (4) S. 22, 23; Klöppel (1) S. 24; „Freie Welt" (1) S. 32; Mosfilm (1) S. 33; Mildner (1) S. 45; Bach (1) S. 45; Hammer (1) S. 54; Progress (1) S. 61; Kronfeld (4) S. 64, 65, 66; Militär-Bilddienst (3) S. 69; Archiv (17) S. 13, 28, 29, 31, 35, 37, 47, 51, 52, 72.

TITELBILD: Flo-SFL der Truppenflak. Sie sichern die Einheiten der Landstreitkräfte vor Angriffen tieffliegender Flugzeuge.

STAR-Palette

„Ob das was wird?" fragte Horst Lehn den Handelskaufmannslehrling Petra vor Jahren in Magdeburg und stellte sie erstmals vor die Fernsehkamera. – „Ob das was wird?" fragte sich der Wachposten in S., der durch seinen Dienst nicht an der Veranstaltung teilnehmen konnte, zu der Petra Böttcher sang. Da er aber ihren Ausweis verwahrte, merkte er sich ihre Adresse und sandte eine höfliche Bitte um ein Autogramm. Beide hat Petra nicht enttäuscht. Das Autogramm erfreute mit einem netten Brief ein Soldatenherz, und Horst Lehn hat seitdem nicht erst einmal die Künstlerin bei repräsentativen Veranstaltungen vorgestellt.

Doch zurück nach Magdeburg. Nach beendeter Lehre lud sie der Rundfunk 1960 zum Vorsingen ein und nahm sie ins Nachwuchsstudio auf. 19 Fächer standen auf dem Lehrplan, von denen Musik, Kosmetik, Gymnastik, Gesellschaftswissen-



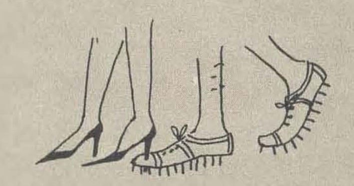
Petra Böttcher

schaften, Stimmbildung und Sprecherziehung die wichtigsten waren. Wer nun denkt, daß das Studium hinter verschlossenen Türen vor sich ging, hat weit gefehlt. Zwischenprüfungen wurden vor großen Auditorien abgelegt. Einmal vor sowjetischen Soldaten, das andere Mal in besagtem S., vor Soldaten der NVA. Es gehörte nicht zum Studium, aber es war eine Ehrenpflicht für die Angehörigen des Studios, in den Tagen des 13. August 1961 Abend für Abend zu den Soldaten an die Staatsgrenze in Berlin zu fahren, um sie mit einigen Liedern zu erfreuen.

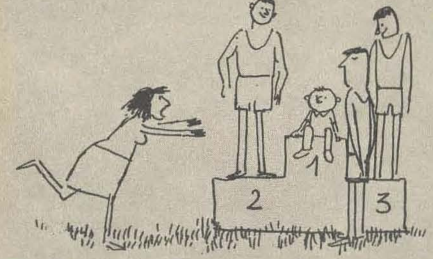
Reisen bildet, sagten die Dozenten des Studios und sandten Petra nach Moskau und zu den Weltfestspielen nach Helsinki. Den Moskauern hat sie so gefallen, daß sie in diesem Jahr einen ganzen Monat in der sowjetischen Metropole weilte. Auch in Polen und Bulgarien ist ihre Stimme ebenso beliebt wie bei uns. Bereits ein Jahr nach dem Studium kann sie auf sieben Fernsehsendungen, acht Schallplattentitel und viele Tourneen zurückblikken. Wenn einige Orte genannt wurden, so darf das Stahlwerk Gröditz nicht fehlen. Jeden Monat besucht sie es als Patin des Hochofens „Berliner Rundfunk". Die Hochofenbrigade und sie legen dann gegenseitig Rechenschaft ab über die geleistete Arbeit. Gesungen wird dann auch, zumal es jedes Mal eine Wiedersehensfeier gibt.

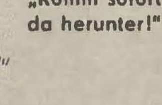
E. Gebauer

SPITZENSPORT

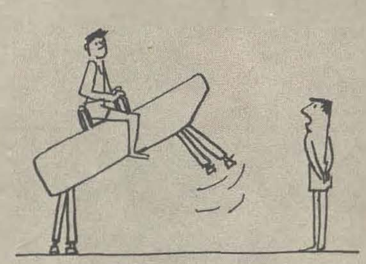


Das Lächeln des Siegers



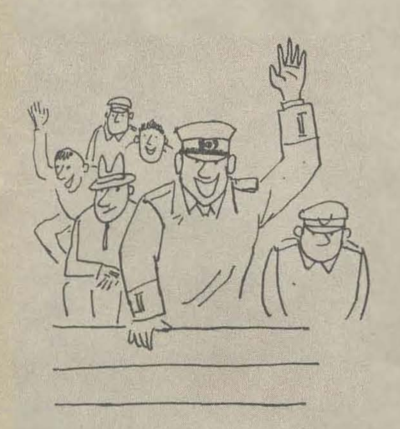


„Komm sofort da herunter!"



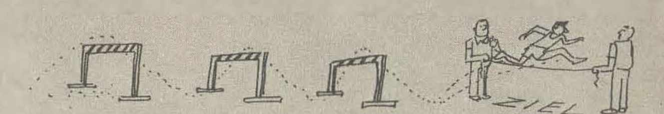
„Military, was?"

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE

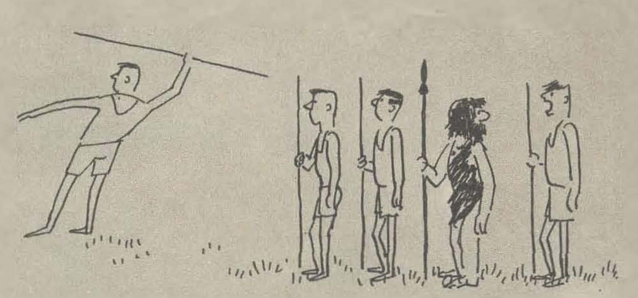




„TOOOR!"



Über das Ziel hinaus



„Auch Leistungssportler?" „Ja, drei Mammuts am Tag."

SPORTSPITZEN

Index 31 036

